

Band 1235

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Das Mord-Phantom

Band 1235 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,30 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal contL 1,90 €



01235

4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1235

Das Mord-Phantom

Schmerzen - wahnsinnig, nicht zum Aushalten!

Schreie - Jammern und Weinen!

Dickes, dunkelrotes Blut, das sich wie zwei große Ringe verteilte und an einer bestimmten Stelle nach unten tropfte.

Starre, glasige Augen, die auf Handgelenke blickten.

Dann eine Stimme. Leise und stöhnend, aber durchaus verständlich.

»Tot, ich will tot sein, nur tot...«

Der schwarzhaarige Lockenkopf grinste mich an, als wollte er mir im nächsten Moment ein Messer zwischen die Rippen stoßen.

Er tat es nicht, sondern sagte stattdessen: »Das ist ein Club!« Damit hätte für mich alles klar sein müssen. Ich hätte auf dem Absatz kehrtmachen und verschwinden müssen, doch genau das tat ich nicht, sondern gab dem Typen eine Antwort, die er wohl nicht erwartet hatte.

»Ich weiß, dass es ein Club ist.«

Der Schwarzhaarige zuckte. »Ahm - dann hau ab!«

»Ich bin aber verabredet.«

Das wollte er mir nicht glauben, denn er schaute mich vom Kopf bis Fuß an. Einer wie ich passte nicht in dieses Raster hinein. Aber er war auch vorsichtiger geworden und fragte sicherheitshalber noch mal nach. »Mit wem denn?«

Bevor ich ihm eine Antwort geben konnte, hörte der Gelockte hinter seinem Rücken eine Männerstimme.

»Mit mir!«

Hinter dem Kerl war ein Mann erschienen, der mir zuwinkte und zugleich mit den Fingern schnippte.

Der Türsteher drehte sich erst gar nicht um. Er trat sofort zur Seite, damit ich Platz hatte und den ersten langen Schritt in das Etablissement hineintun konnte, das auf den sinnigen Namen Höhle hörte, was nicht mal falsch war, denn den Gast umgab sofort eine gewisse Düsternis, wie man sie vielleicht auch in einer Höhle fand.

Ich gelangte in einen Vorraum. Halbdunkel, seichte Musik, eine Garderobe, recht wenig Licht, aber eine Lampe gab ihr Licht über einer Tür ab.

Neben einem Schemel, der wohl für den Türwächter gedacht war, stand der Mann, mit dem ich tatsächlich verabredet war.

Er hieß Tim Wilde, und er hatte seine Lippen zu einem bedauernden Lächeln verzogen. Bevor er sprach, hob er noch die Schultern. »Manchmal sind die Leute eben komisch.« »Der Treffpunkt ist auch seltsam.« Wilde lächelte. »Aber sicher. Außerdem wundert es mich, dass du allein gekommen bist.«

»War das nicht verabredet?« »Schon. Aber sonst seid ihr

immer zu zweit. Ohne deinen chinesischen Partner bist du kaum vorstellbar.« »Nun übertreibe mal nicht.« Tim Wilde klopfte mir auf die Schulter und hielt mir dann die Tür auf, sodass ich das Zentrum der Höhle betreten konnte. Es wurde nicht viel heller. Das Lokal hier firmierte als Club, war auch als solcher eingetragen, und so konnte man sich die Gäste aussuchen, die sich allerdings an diesem Abend rar gemacht hatten, denn der düstere Raum war nicht mal bis zur Hälfte gefüllt. An den Tischen und an der Theke hockten vereinzelt Männer zusammen. Ich wunderte mich darüber, dass keine Frau zu sehen war. Bevor ich Tim danach fragen konnte, kam mir die Erleuchtung von allein.

Es gibt eben Lokale, in die nur Männer gehen, weil diese Gäste mit Frauen nicht viel anfangen können. Das hatte ich von Tim Wilde nicht gewusst.

Er las meine Gedanken. Als er mich zu einem Zweiertisch führte, begann er zu lachen und sagte dann: »Ich weiß ja, was du denkst, John, aber dem ist nicht so.«

»Was denke ich denn?« »Dass ich schwul bin.« »Und wenn, würde es mich nicht stören.«

»Alles klar, aber das bin ich nicht. Werde ich dir auch gleich genauer erklären. Ich bin auch nicht heimlich schwul. Ich habe diesen Treffpunkt nur ausgesucht, weil er mir am sichersten erscheint. Hier werden uns so schnell keine Bekannten über den Weg laufen.« Er deutete auf einen Stuhl. »Setz dich.« Das tat ich auch und spürte sehr bald unter mir eine weiche Unterlage, sodass ich das Gefühl hatte, in einem Sessel zu sitzen. Selbst die Rückenlehne war gepolstert, was mir ebenfalls gefiel, und als Tim Wilde mich fragte, was ich trinken wollte, entschied ich mich für einen Scotch und eine kleine Flasche Wasser.

»Das nehme ich auch.«

Es bedienten Männer, die sich wie Schatten bewegten, so unauffällig waren sie.

Auch das Lokal selbst war nicht besonders hell. Die Lichter waren an gewissen strategischen Stellen verteilt, um die Gäste nicht zu stören. Allerdings war es nicht zu dunkel, sodass die Getränkekarte noch gelesen werden konnte.

Ich konnte mein Gegenüber auch sehen und musste mir eingestehen, dass sich Tim Wilde schon verändert hatte. Ich kannte ihn von früher.

Da hatte er beim Yard gearbeitet.

Er war um zwei bis drei Jahre älter als ich, aber sein Haar war bereits grau. In seinem Gesicht zeichneten sich Falten ab, die sich tief in die Haut eingegraben hatten, und unter den recht müde blickenden Augen sah ich dicke Ringe.

Aus der Vergangenheit kannte ich ihn als agilen Menschen, der immer Action brauchte und diese beim Yard nicht so gefunden hatte, wie er es sich vorstellte. Aus diesem Grund hatte er den Job geschmissen und war in die Selbständigkeit gegangen. Was er tat, wusste ich nicht genau. Detektiv oder Sicherheitsdienst. Vielleicht auch beides. Ich ging davon aus, dass er es mir erklären würde.

Als mich sein Anruf erreicht hatte, war ich schon überrascht gewesen. Ich ging auch davon aus, dass wir uns nicht hier getroffen hatten, um alte Zeiten wieder aufzuwärmen. Er wusste ja, wer ich war, und möglicherweise drückten ihn Probleme, bei denen ich ihm helfen sollte, was ich mal abwarten musste.

Er beobachtete mich und lächelte dann. »Du hast dich nicht viel verändert, alter Eisenfresser.«

»Hör auf. Da brauche ich nur in den Spiegel zu schauen.«

»Na ja, wir werden alle älter.« Er fuhr durch sein Haar. »Schau mich mal an.«

»Das liegt manchmal an den Genen.«

»Nicht bei mir, John. Es ist der Job, und es kommen auch noch andere Dinge hinzu.«

»Dann bist du nach deinem Ausscheiden doch nicht so glück-

lich geworden - oder?«

»Nein, John. Nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Es war schon ein hartes Ringen.« Er legte eine Pause ein, um sich eine Zigarette anzuzünden.

Währenddessen brachte der Ober die Getränke. Für mich den Whisky und das Wasser, für Tim Wilde ein großes Bier. Wir stießen an, tranken, und ich wartete darauf, was mir der ehemalige Kollege zu sagen hatte.

»Wir haben uns doch bestimmt nicht getroffen, um über die Vergangenheit zu plaudern, denke ich.«

Er ließ den Rauch durch die Nase ausströmen und schaute versonnen ins Leere.

»Da hast du schon Recht, John. Es gibt einen handfesten Grund für unser Zusammentreffen.«

»Super. Und der wäre.«

»Es geht um Samantha, meine Frau, auch Sam genannt.«

Jetzt war ich überrascht. »Moment mal, sag nur nicht, dass du verheiratet bist.«

»Doch, das bin ich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich ein Hammer, Tim. Du und verheiratet. Der alte Junggeselle! Herrlich. Das hätte ich nicht gedacht, dass es dich mal erwischen würde.«

»Ist aber so.«

»Wie lange schon?«

Er drückte die Zigarette aus und trank einen Schluck Bier. »Drei Jahre«, sagte er.

»Dann stehst du ja erst am Anfang.«

»Stimmt. Was ist mit dir?«

»Kein Hafen der Ehe hat mich aufgenommen.«

»Ja, ja, stimmt. Das hätte ich sonst auch erfahren. Du bist ja in der Branche bekannt. Ich weiß, dass du immer noch so flott dabei bist, alle Achtung.«

»Ich kann eben nichts anderes.«

Tim lehnte sich zurück und lachte. »Herrlich, wie du das

gesagt hast, wirklich super.«

Ich wartete, bis er sich wieder beruhigt hatte. Allmählich wollte ich auf den Kern des Problems zu sprechen kommen. Es war hier zwar gemütlich, vielleicht sogar etwas plüschig und mit einer Atmosphäre, die mich an ein Wohnzimmer erinnerte, aber in meinem Wohnraum fühlte ich mich wohler, deshalb wollte ich die Höhle auch wieder so schnell wie möglich verlassen.

Andere Gäste störten uns nicht. Erst der übernächste Tisch war besetzt, und die beiden Gäste kümmerten sich um sich selbst und hatten für ihre Umgebung keinen Blick. Musik war ebenfalls vorhanden. So sang Barbara Streisand ihre größten Hits.

Zum Glück war ihre Stimme so leise, dass sie nicht ablenkte.

Tim Wilde beugte sich wieder nach vorn, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich dabei. Er legte auch die Stirn in Falten und sah sehr besorgt aus.

»Um es vorweg zu sagen. Ich mag Samantha. Ich liebe sie. Das hat sich auch in den drei Jahren unserer Ehe nicht geändert. Sie ist toll, ich mag sie, und ich hätte mir nie vorstellen können, dass ich mich zu einer Frau so hingezogen fühlen könnte.« Er zuckte mit den Schultern. »Man ändert sich eben.«

»Was ist mit ihr?« Inzwischen war mir klar, dass es nicht um Tim ging, sondern um seine Frau.

»Sie mag mich auch.«

»Wo ist das Problem?«

Er lachte mir ins Gesicht.

»Problem, John? Nein, damit kommst du nicht aus. Hier geht es nicht um ein Problem, sondern um mehrere.«

»Ich höre.«

»Gut, John. Ein Problem ist folgendes. Es liegt an meinem Job, den ich in der Regel in der Nacht ausführe. Da bin ich unterwegs. Ich beobachte, ich bewache, und da kann man die Nacht eben nicht nur ausschließen, sie ist sogar am wichtigs-

ten. Ich bin unterwegs. Ich kann nicht bei Sam sein, sie ist also allein.«

Ich streckte ihm meinen Finger entgegen. »Jetzt sag nur nicht, dass sie dich betrügt und ich dir helfen soll.«

»Nein, das auf keinen Fall. Unsinn, sie ist mir treu, und ich bin es ihr auch.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Dass ich nicht bei ihr bin und ihr deshalb nicht helfen kann, John.«

»Wobei?«

Er nahm einen kräftigen Schluck und sagte dann mit leiser Stimme: »Bei ihren Erlebnissen.«

»Ach.«

»Ja, du hast richtig gehört. Bei ihren Erlebnissen. Es ist verrückt, das weiß ich. Ich hätte es auch keinem anderen erzählt, wenn ich nicht wüsste, dass meine Worte bei dir in guten Händen liegen. Aber es ist tatsächlich so. Sie hat in den Nächten Erlebnisse ...«

»Träume?«

Er schüttelte den Kopf.

»Was ist es dann? Schlafwandelt sie?«

»Auch das nicht, John. Sie schlält und sie ist trotzdem wach. Und dann sieht sie etwas. Sie sieht eine Gestalt, die um das Haus schleicht, und nicht nur das. Die Gestalt kommt auch zu ihr. Sie dringt einfach in das Haus ein.« Er nickte heftig. »Das muss man sich mal vorstellen. Sie dringt in unser Haus ein, um sie zu quälen.«

»Kannst du mir sagen, was das für eine Gestalt ist? Bestimmt doch kein normaler Einbrecher.«

»Da hast du Recht, kein Einbrecher. Diese Gestalt ist etwas Besonderes, sie ist der Tod, John ...«

Ich glaubte, mich verhört zu haben. »Bitte, sag das noch mal, alter Freund.«

»Ja, es ist der Tod. Und das kann ich sogar noch präzisieren.

Es ist der Tod als Sensenmann ...«

Ich war sprachlos und blieb das auch für eine Weile. Dabei schaute ich Tim Wilde an, der mir äußerlich ruhig gegenüber saß, innerlich jedoch kochen musste, das war ihm anzusehen, denn auf seiner Stirn zeichnete sich ein dünner Schweißfilm ab, und sein Atem ging auch nicht eben normal.

»Das weißt du genau, Tim?«, fragte ich schließlich.

»Ja, der Tod als Sensenmann.«

»Ein Sinnbild.«

»Nein, echt.«

Ich strich an meiner halb leeren Wasserflasche entlang und suchte nach den passenden Worten, mit denen ich mein Gegenüber zufrieden stellen konnte. Ich wollte ihn und seine Frau nicht vor den Kopf stoßen, aber diese Geschichte kam mir schon etwas komisch vor, obwohl ich wusste, dass auf der Welt die unglaublichesten Dinge passieren und praktisch nichts unmöglich ist.

»Du glaubst mir nicht - oder?«

Ich drückte mich vor einer präzisen Antwort. »Es ist natürlich schwer, einen Kommentar abzugeben. Das kann alles viele Gründe haben. Deine Frau kann innerlich gestört sein, sie kann träumen, und dann träumt sie eben diese Dinge ...«

»Nein, John!«

Er hatte mir die Antwort sehr entschieden gegeben, sodass ich aufhorchte.

»Es ist die Wahrheit. Es ist keine Spinnerei. Sam hat diese schreckliche Gestalt gesehen, und das nicht, als sie träumte. Sie ist ihr im wachen Zustand erschienen.« Er schlug sich gegen den Kopf. »Das muss man sich mal vorstellen!«

»Wann?«

»In der Nacht oder am späten Abend.«

»Aber du hast sie nicht gesehen?«

»So ist es. Ich bekam sie nicht zu Gesicht. Ich kenne die Erlebnisse nur aus den Erzählungen meiner Frau. Aber ich habe keinen Grund, ihr nicht zu glauben.«

»Kannst du dir denn ein Motiv für das Erscheinen dieser Figur vorstellen?«

»Auch nicht.«

»Und was geschieht, wenn sie erschienen ist?«

Tim Wilde legte seinen Kopf zurück und sprach gegen die Decke. »Diese Frage musste kommen, sie ist auch wichtig, und ich kann dir die Antwort geben. Sie hat nichts getan, John, gar nichts. Aber sie hat trotzdem etwas getan, das weiß ich auch, so paradox das klingt. Nur kann sie sich nicht daran erinnern, was geschehen ist. Der Sensenmann hat sie nicht getötet, aber er muss sie irgendwie verschleppt haben oder so, denn wenn sie erwacht...«

»Moment mal«, unterbrach ich ihn. »Was erzählst du da von einem Erwachen?«

»Ja, sie erwacht immer wie aus einem tiefen Traum. Und dann war sie verändert.«

»Kannst du mir das genauer sagen?« Er beugte sich zu mir hin und sprach sehr leise, als hätte er Angst davor, dass noch jemand mithören könnte. »Sie fühlte sich matt. Sie war völlig erschöpft, und es gab hin und wieder ein Erwachen, da klebte Blut an ihren Händen.« Er nickte mir heftig zu. »So, und jetzt weißt du, warum ich dich habe treffen wollen.«

Ja, das wusste ich. Ich trank auch den letzten Schluck Whisky und danach Wasser. »Hat sie dir das alles erzählt, oder hast du selbst etwas davon gesehen?«

»Ich habe das Blut an ihren Händen selbst gesehen, John. Als sie anfing, mir von ihren Erlebnissen zu berichten, da habe ich sie für eine Spinnerin gehalten und dachte, dass sie alles nur geträumt hatte. Vielleicht war sie auch sauer darüber, dass ich so lange Nächte nicht bei ihr war, und wollte Aufmerksamkeit

heischen. Mir ging alles Mögliche durch den Kopf, aber ich konnte zu keinem Ergebnis kommen. Es war einfach unmöglich für mich. Ich bin ratlos. Ja, so sehen die Dinge aus.« »Hast du was unternommen?« »Klar und wie. Ich habe geredet, ich habe auf sie eingesprochen. Ich riet ihr, zu einem Arzt zu gehen. Ich wollte, dass sie sich in therapeutische Behandlung begab, aber das hat sie nicht getan. Sie hat es stets abgelehnt. Sie wollte sich nicht therapieren lassen, denn sie war der Meinung, dass dies Dinge waren, die sie nur persönlich etwas angingen und mit denen sie fertig werden musste.« Er verdrehte die Augen, und der Schweiß auf seiner Stirn war jetzt dicker geworden. »Ich habe sie angefleht, aber sie hat nur den Kopf geschüttelt und gemeint, dass ich mich mit gewissen Vorgängen eben abfinden muss, wenn ich weiterhin mit ihr leben will.«

Ich hatte genau zugehört und stellte jetzt meine Frage: »Du hast von persönlichen Dingen gesprochen, zu denen du wahrscheinlich keinen Zugang hast.«

»So ist es.«

»Kannst du mir denn sagen, was das für Dinge waren? Nein, falsch. Hast du eine Vorstellung von dem, was es sein könnte?«

»Überhaupt nicht«, flüsterte er. »Da kannst du mich steinigen oder was auch immer. Ich habe einfach keinen blassen Schimmer. Und sie hat sich mir gegenüber auch nicht offenbart, das muss ich ebenfalls noch sagen. Sie ist sehr schweigsam gewesen, was gewisse Abschnitte ihrer Vergangenheit angingen.« Er hatte inzwischen ein neues Bier bekommen und sich auch eine weitere Zigarette angezündet. »Ich habe mir dann in den Nächten frei genommen und bin bei ihr geblieben. Weißt du, John, was dann geschehen ist? Weißt du das?«

»Nein, aber ich kann es mir denken.«

Heftig stieß er die Rauchwolke aus. »Nichts ist passiert, gar nichts. Sie lag neben mir im Bett, *hat* tief und fest geschlafen, während ich wachte. Ich konnte nicht einschlafen, aber es war

alles umsonst. Die Gestalt ist weder vor dem Haus, noch im Haus erschienen. Sie blieb einfach weg.« Er lachte, obwohl ihm danach sicherlich nicht der Sinn stand. »Ich habe sie wohl vertrieben.« Seine Stimme nahm wieder an Lautstärke zu. »In den folgenden Nächten, als ich nicht bei ihr war, hat sie wieder diese verdammten Erlebnisse gehabt. Du kannst jetzt sagen, was du willst, John, ich bin mit meinem Latein am Ende.« Er senkte den Kopf. »Ich weiß nicht, wie ich noch weiterkomme.« »Durch mich!«

Scharf schaute er mich an. »Ja, ich habe mich an dich erinnert. Du bist so etwas wie meine letzte Hoffnung, auch wenn sich das irgendwie blöde anhört. Ich kann es einfach nicht anders sagen, und ich weiß ja, womit du dich beschäftigst. Ich bin nicht völlig weg vom Fenster, auch wenn es den Anschein hat. Aber ich weiß schon, wie die Dinge laufen, und da habe ich mir gedacht, dass du mir vielleicht einen Gefallen tun könntest, denn ich komme nicht weiter.«

»Sag es!«

Er schaute mich direkt an, und sein Blick fraß sich in meinen Augen fest. »Ich möchte, dass du in der folgenden Nacht bei meiner Frau bleibst!«

Ich schwieg.

Das passte ihm nicht, aber er sagte nichts und bewegte sich nur unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Einige Male holte er tief Luft, bevor er sich wieder gefangen hatte. Ich merkte, dass ihm die Antwort schwer fiel, denn er sagte: »Du brauchst nicht, wenn du nicht magst, John. Ich dachte nur ... ich ... ich ... es war nur ein Vorschlag, verstehst du? Nur ein Vorschlag. So aus alter Verbundenheit. Außerdem interessieren dich ja diese Phänomene.«

»Das stimmt schon.«

Er fragte nichts mehr, sondern schaute an mir vorbei, um mich bei meinen Überlegungen nicht abzulenken.

Zu überrascht war ich. Ähnliches war mir schon durch den

Kopf gegangen, ich war nur darüber verwundert, dass er nicht dabei sein wollte, aber da spielte die Erfahrung eine große Rolle, denn er hatte ja erlebt, dass seine Frau, wenn sie nicht allein war, diese traumatischen Erlebnisse nicht hatte.

Mein Schweigen dauerte ihm zu lange. »Du musst nicht zustimmen -, wenn du nicht willst, John. Ich kann dich dann verstehen. Ich bin auch nicht sauer. Außerdem weiß ich genau, was du alles am Hals hast. Da spielen die Nächte eine wichtige Rolle. Aber wenn es eben geht, dann tu mir den Gefallen.«

In seinen Augen las ich ein Bitten, aber darin lag auch das Gefühl der Sorge, die er sich um seine Frau machte.

»Was hast du in der kommenden Nacht vor?«

»Ich muss einen Geldtransporter begleiten.«

»Die Nacht über?« »Ja. Ich konnte auch nicht absagen. Es ist ein guter Kunde von uns, den stößt man nicht vor den Kopf. Da ja nichts passiert, wenn ich dort bin, habe ich mir gedacht, dass ich dich eben bitte ...« Seine Stimme versagte, und ich stellte fest, dass er sehr stark mit seinen Gefühlen zu kämpfen hatte.

Ich hatte mich bereits entschieden, aber ich teilte es ihm nicht so direkt mit. »Was sagt deine Frau dazu? Hast du Samantha eingeweiht?« »Ja und nein.« »Genauer.«

»Nicht so richtig. Ich habe ihr gesagt, dass du ein Kollege von mir bist und im Haus bleiben sollst, weil du auf meinen Anruf wartest. Du bist praktisch stand by. Und so etwas wie der Retter in großer Not.« »Hat sie das akzeptiert?« Er nickte heftig. »Das wundert mich.« »Mich nicht, denn ähnliche Experimente habe ich nicht zum ersten Mal durchgeführt.«

»Ist da denn etwas geschehen?«

»Nein, überhaupt nicht. Das war auch vor der Zeit dieser schrecklichen Vorfälle und Träume.« Er räusperte sich, weil seine Stimme etwas kratzig geworden war. »Mensch, John, wenn das hinhaut und Sam wieder normal schlafen und träumen kann, dann ...«

»Nicht so voreilig, Tim. Alles der Reihe nach.«

»Das weiß ich ja. Ich kenne es aus meiner früheren Zeit. Aber es ist zumindest ein Anfang gemacht worden. Ich bin so verdammt froh, dass du zugestimmt hast.«

»Man kennt sich eben.«

»Ist schon lange her.« Er schaute auf sein fast leeres Glas. »Manchmal wünsche ich mir wirklich die alten Yard-Zeiten zurück. Da musste man nicht um jeden Auftrag kämpfen, John. Aber jetzt liegen die Dinge eben anders.«

»Lassen wir die Nostalgie, Tim. Komm lieber zu den Tatsachen und Fakten, denn ich habe noch einige Fragen.«

»Okay, ich höre ...«

Das Ehepaar Wilde wohnte in einem Haus, das es vor drei Jahren gebaut hatte. Es stand nicht in der Innenstadt, sondern etwas außerhalb der großen Verkehrsknotenpunkte inmitten einer kleinen Grünanlage, in der die Bäume mittlerweile gewachsen waren und einen Schutz ergeben hatten.

Ich war mit dem Rover hingefahren, und als ich auf die Uhr schaute, war es soeben 20 Uhr geworden. Noch recht früh am Abend, aber schon ziemlich dunkel.

Der Himmel hatte sich in ein graues Meer verwandelt, auf dem nur vereinzelte helle Flecken zu sehen waren, die sich bei genauerem Hinsehen als Wolkeninseln herausstellten.

Um in dieses kleine Baugebiet hineinzukommen, musste man in eine Stichstraße fahren. Darauf hatte ich verzichtet und meinen Rover dort angehalten, wo die normale Straße verlief und an einer still gelegten Fabrik entlangführte, von der nur noch der Schornstein emporragte.

Ich wartete noch mit dem Aussteigen, weil ich mit meinem Freund Suko telefonierte, um ihn über meinen neuen Einsatz zu informieren. Begeistert zeigte er sich nicht, das hörte ich sehr deutlich.

»Musst du dir das antun, Alter?«

»Ja.«

»Klare Antwort, klare Frage von mir. Warum?«

»Willst du das wirklich hören?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Es ist einfach mein Bauchgefühl, das mich so handeln lässt.

Nicht mehr und nicht weniger.«

»Kann es dich nicht auch täuschen?«

»Das werde ich ja sehen.«

»Was hast du denn für ein Gefühl?«

Ich schaute gegen die Scheibe, auf der sich ein dünner, feuchter Film gebildet hatte. »Abgesehen von meinem Gefühl, gehe ich schon davon aus, dass sich Tim Wilde nichts eingebildet oder eingeredet hat. Der Mann hat echte Probleme.«

»Aber seine Frau, John, kann das nicht einfach nur eine Spinnerin sein?«

»Das werde ich ja feststellen. Auf der anderen Seite traue ich Tim Wilde zu, dass er genau gesagt hat, was er fühlt und weiß. So muss man das sehen, Suko. Er ist kein Anfänger. Er hat bei uns gearbeitet. Er hat den Realismus erlebt, er kannte uns, und er weiß genau, wann er mit seinem Latein am Ende ist.«

»Klar, du hast mit ihm gesprochen.«

»Sicher.«

»Gut, dann weiß ich Bescheid. Ich werde wohl kaum einen ruhigen Abend und eine friedvolle Nacht verbringen.«

»Warum das denn nicht?«

»Weil es sein kann, dass du Hilfe benötigst, falls dich dein Bauchgefühl nicht täuscht.«

»Das denke ich nicht.«

»Dann mach es gut.«

»Okay, ich weiß ja, auf wen ich mich im Notfall noch immer verlassen kann.«

»Eben.«

Nach diesem Gespräch war ich beruhigter. Wenn es wirklich

hart auf hart kam, war Suko derjenige, der am schnellsten zur Stelle sein würde, denn ihn konnte ich auch in der Nacht aus dem Bett holen, das machte ihm nichts aus.

Es war noch früh, und so befand ich mich auch nicht allein auf der Straße. Vor und hinter mir parkten andere Fahrzeuge. Ich hatte wirklich Glück gehabt, den Rover noch zwischen zwei Bäumen abstellen zu können, deren Laub dünner wurde, weil hin und wieder einige Blätter dem Boden entgegentaumelten.

Ich stieg aus, schloss den Wagen ab, schaute mich um und sah nichts Verdächtiges. Hier wohnte man, hier führte man das normale Leben. Hier ging man der Arbeit nach und genoss den Feierabend. Auch wenn ich eine andere Atmosphäre zu spüren glaubte, wie überall im Land nach den Terroranschlägen in New York und dem Gegenschlag der Amerikaner und meiner Landsleute, der kurz bevorstand.

Bis zur Stichstraße musste ich einige Meter zurückgehen. Man hatte die Zufahrt bewusst verkleinert, damit immer nur ein Fahrzeug durch die Lücke zwischen den beiden Blumenkästen passte, die allerdings recht vergammelt aussahen, wie auch die Gewächse, die aus ihnen hervorragten und vom gelben Licht einer Laterne erwischt wurden.

Es war kühler geworden. Vor meinen Lippen kondensierte der Atem. Zudem roch es herbstlich. Nach Erde, auch nach schon abgestorbenem Laub, und irgendwie wehte ein Hauch von Trauer durch die Luft, in der sich kaum ein Windhauch bewegte.

Ich betrat die Straße.

Häuser standen nur auf der linken Seite. Gegenüber lag das Gelände noch brach. Es war keine Wiese, sondern ein Grundstück, auf dem mal eine Fabrik gestanden hatte. Die Mauern waren zwar eingerissen, aber einige Reste lagen trotzdem auf dem Boden und waren nur zum Teil von hohem Unkraut überwuchert worden. Hier sollte auch gebaut werden, aber es

gab noch Streit mit den Eigentümern des Grundstücks, und der zog sich bereits über drei Jahre hin. Das alles hatte mir Tim Wilde noch erzählt.

Sechs Häuser standen in einer Reihe, und die Wildes waren in das letzte eingezogen. Dort standen auch die Garagen in einem schrägen Winkel zu den Häusern.

Ich schlenderte vorbei an kleinen Vorgärten, die verschieden kultiviert worden waren, aber allesamt gepflegt aussahen. Zwei Familien hatten vor ihren Häusern auf dem schmalen Grundstück noch Parkplätze für ihre Autos geschaffen.

Man konnte hier von einer heilen und leicht spießbürgerlichen Welt sprechen, in der nichts Außergewöhnliches passierte und alles im Laufe der Jahre seinen Gang ging.

Zumindest sah das nach außen hin so aus. Aber ich kannte oft auch die Welt hinter der Fassade und wusste, dass dort oft genug der Schrecken lauerte in all seiner Bösartigkeit und Brutalität und oft mit einem Schlag die Idylle zerstörte.

Ob man mich beobachtete, wusste ich nicht. Die Mieter waren jedenfalls zu Hause, denn in jedem Haus waren einige Fenster erleuchtet.

Vor dem letzten Haus blieb ich stehen. Auch hier brannte Licht im Innern, aber es war nicht so hell. Es kam mir gedämpfter vor, wobei die Fenster der oberen Etage dunkel waren.

Wieder hatte ich es mit einem Haus zu tun, aber diesmal war es kein Hochhaus wie bei meinem letzten Fall, in dem es um eine uralte Rache gegangen war.

Der Vorgarten lag frei vor mir und war nicht durch einen Zaun abgetrennt worden. Um die Tür zu erreichen, musste ich über einen plattierten Weg gehen. Licht fiel von einer Lampe nach unten und auf ein Gitter aus Metall. Es diente zum Abtreten der Füße.

Rechts neben der Haustür war auch ein Fenster schwach erleuchtet. Ich ging davon aus, dass dahinter die Küche lag,

aber dort brannte kein helles Licht, sondern es war nur ein schwacher Schein zu sehen.

Ich klingelte.

Mir wurde nicht sofort geöffnet, aber im Flur schaltete jemand das Licht ein.

Sekunden später stand ich Samantha Wilde gegenüber und schaute ihr in die hellen Augen.

Sie war schon eine tolle Frau. Groß, mit dunkelblonden Haaren, die sie hochgesteckt hatte. Ein weiches Gesicht mit breiten Lippen und einem weichen Kinn. An den Ohren schimmerten kleine Perlen, die sich auch auf den beiden Ringen an ihren Fingern wiederaufanden.

»Mrs. Wilde?«, fragte ich.

»Ja.«

»Das ist nett. Ich bin ...«

Sie unterbrach mich durch ihr Lachen. »Ich weiß, wer Sie sind. Mein Mann hat sie bereits angekündigt, Mr. Sinclair.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Und Sie wollen hier warten?«

»So war es abgemacht.«

»Gut, kommen Sie rein.«

Sam Wilde drehte sich mit einer geschmeidigen Bewegung herum. Sie wirkte lasziv, und erst jetzt sah ich, wie eng ihre grüne Samtcordhose saß. Dazu trug sie ein schwarzes Oberteil, das ihr locker bis über die Hüften fiel, aber nicht allzu viel von ihrer übrigen guten Figur verbarg.

Ich schloss die Tür hinter mir und folgte ihr in das Wohnzimmer, das sich an der Rückseite des Hauses ausbreitete, von wo aus man durch das breite Fenster einen tollen Blick in den dahinter liegenden Garten hatte. Zumindest am Tag. Jetzt sah der Garten aus, als hätte die Dunkelheit alle Gewächse verschluckt.

Möbel mit weichen rehbraunen Polstern luden zum Sitzen ein. Sam hatte sich einen Drink gemixt und erkundigte sich, ob

ich ebenfalls etwas trinken wolle.

»Kaffee vielleicht?«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Sie haben Glück, Mr. Sinclair. Er ist noch frisch. Warten Sie bitte einen Moment.«

Als sie verschwunden war, suchte ich mir den Sessel aus, der dem gegenüberstand, in dem Samantha gesessen hatte. Sie hatte ihn schräg gestellt, sodass sie auf die Glotze schauen konnte, in der eine Serie lief. Der Ton war abgestellt worden. Die Fernbedienung lag neben dem Glas, und dort stand auch eine Schale mit Käsegeback.

Wer immer das Zimmer eingerichtet hatte, ihm konnte man einen guten Geschmack nicht absprechen. Da war nichts überladen. An den Wänden gab es genügend Platz für Bilder, und in einer Ecke stand ein moderner Kamin aus Stahl, der aussah wie ein alter Kanonenofen. Hinter einer Sichtscheibe tanzten die Flammen eines Feuers.

In den schmalen Regalen standen nur wenige Gegenstände, und einige davon sahen aus wie kleine Kunstwerke, die farbig bemalt worden waren.

Trotz der dicken Kissen saß ich nicht zu weich. Sehr bald schon stellte ich fest, dass ich mich in einem derartigen Sessel wunderbar entspannen konnte. Besser jedenfalls als in meinen alten Dingern, die in meinem Zuhause ständen. Aber ich hatte keine Zeit, mir andere Möbel auszusuchen, obwohl mich Sheila, Jane und auch Glenda hin und wieder daran erinnerten.

Samantha Wilde kehrte zurück. Sie trug das Tablett, auf dem die Tassen und die pyramidenförmige Warmhaltekanne standen, in die sie den Kaffee geschüttet hatte. Milch und Zucker waren ebenfalls vorhanden, aber ich nahm nur Zucker.

Der Kaffee schmeckte mir gut. Er wärmte durch, und als Sam ihre Tasse abgesetzt hatte, schaute sie mich an. Lächelnd sagte sie: »Ich sehe, dass Sie sich nicht eben wohl fühlen, John.«

Ich spielte den Verlegenen. »Weiß nicht. Aber es ist schon

komisch, wenn man zum ersten Mal im Haus seines Chefs sitzt und dann noch seiner Frau gegenüber.«

»Das haben Sie toll gesagt. Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen. Das passiert nicht zum ersten Mal. Nur habe ich von Ihnen noch nie zuvor gehört, wenn Sie verzeihen.«

»Ich bin auch neu.«

»Wie lange sind Sie bei der Firma?«

»Gerade mal zwei Wochen.« Diese Antworten hatte ich noch alle mit Tim abgesprochen, weil er der Meinung gewesen war, dass die entsprechenden Fragen kommen würden, und damit hatte er genau richtig gelegen.

»Da kann man Sie ja nicht mal fragen, wie es Ihnen gefällt, John.«

»Bisher gut, Mrs. Wilde, und ...«

»Moment, John. Sagen Sie Sam zu mir. Das ist besser und hört sich nicht so förmlich an.«

»Gern, Sam.«

»Darauf müssen wir trinken.« Sie hob die Kaffeetasse an, und ich tat es ihr nach.

»Was sagt denn Ihre Frau dazu, dass Sie die Nacht über unterwegs sind und dazu noch allein mit einer fremden Frau?«

»Ich bin ledig.«

»Dann haben Sie ja freie Bahn.«

»So ähnlich.«

Sie drehte die Tasse in ihren Händen. »Wissen Sie denn, worum es bei diesem Job geht?«

»Nein, nicht genau. Ich bin praktisch abgestellt worden. Auf eine stand-by-Position.«

»Ja, das kenne ich. Da können Sie sich möglicherweise auf eine lange Nacht gefasst machen. Sie sind ja nicht der Erste, der einen solchen Job übernommen hat. Zumeist ist nichts passiert, zumindest nichts Gefährliches. Nur einmal hat es Probleme gegeben. Da musste der Mann hier meinem Gatten zu Hilfe eilen.« Sie winkte ab. »Aber fragen Sie mich bitte

nicht, worum es da gegangen ist. Bei dienstlichen Angelegenheiten ist Tim sehr zurückhaltend.«

»Was ja nicht schlecht ist.«

»Stimmt.« Sie schloss für einen Moment die Augen, stellte die Tasse weg, schaltete auch das Bild auf der Glotze ab.

»Müde?«, fragte ich.

»Ja.«

»Sehr?«

»Es geht...«

Ich zuckte die Achseln. »Meinetwegen brauchen Sie wirklich nicht aufzubleiben ...«

»Das hätte ich auch nicht getan, John. Ich bin manchmal etwas daneben am Abend. Das muss wohl mit dem Kreislauf zusammenhängen.« Sie streckte beide Arme in die Höhe und reckte sich. »Aber es ist nicht so schlimm, als dass es sich nicht reparieren ließe.«

»Wollen Sie bleiben oder ...«

»Nein, nein, ich werde mich schon hinlegen.« Sie funkelte mich an. »Außerdem habe ich ja in Ihnen einen perfekten Bewacher. Wäre ich allein im Haus, würde ich mich nicht so wohlfühlen.«

»Danke.«

»Keine Ursache.«

»Ist denn hier schon etwas vorgefallen, das Ihnen gewisse Sorgen bereiten musste?«

Sam Wilde nagte für einen Moment an der Unterlippe. »Da haben Sie eine gute Frage gestellt, John. Eigentlich nicht. Das heißt, nicht hier im Haus.«

»Woanders schon?«

»Ja, in der Nachbarschaft. Da hat es mal einen Überfall gegeben. Direkt im ersten Haus. Das war jedoch kein normaler Einbruch, sondern der Teil eines Bandenkriegs. Wie sich später herausstellte, diente der Keller des Hauses als Lagerplatz für Drogen. Aber das liegt schon über zwei Jahre zurück. Die

Familie, die jetzt dort lebt, ist völlig normal. Das kann ich Ihnen mit gutem Gewissen versichern.« Sie stand mit einem Ruck auf, und auch ich erhob mich als höflicher Mensch.

»Nein, nein, bleiben Sie ruhig sitzen, John. Ich werde jetzt nach oben gehen und mich hinlegen.«

»Schlafen? Oder nur ruhen?«

»Beides. Aus dem Ruhen wird wohl ein Schlaf werden. Kann sein, dass ich in der Nacht noch mal aufstehe und mir etwas zu essen hole.« Sie schaute mich verschwörerisch an. »Ich kann einfach das Naschen nicht lassen, auch wenn es mitten in der Nacht ist. So bin ich nun mal, und ich glaube auch nicht, dass sich dies ändern wird. Da fällt mir ein, John, wenn Sie Hunger bekommen sollten, was ja ganz natürlich ist, dann brauchen Sie nur in die Küche an den Kühlschrank zu gehen. Dort finden Sie alles, was Sie brauchen. Nur Alkohol ist verboten. Da reagiert Tim sehr empfindlich. Er musste mal einen Mitarbeiter entlassen, weil der seine Sucht nicht unter Kontrolle bekam. Aber das wird ja bei Ihnen wohl nicht der Fall sein, John.«

»Bestimmt nicht.«

»Dann wünsche ich Ihnen noch ein angenehmes Wachen.« Sie ging zur Tür und winkte mir dabei locker zu. »Lassen Sie sich die Zeit nicht zu lang werden ...«

Ein letztes Lächeln, dann war Samantha Wilde aus dem Wohnzimmer verschwunden.

Ich setzte mich erst wieder hin, als ihre Schritte verklungen waren, trank von dem noch immer warmen Kaffee und machte mir dabei meine Gedanken über die Frau.

War ihr Verhalten echt gewesen? Spielte sie mir etwas vor? Zwischen diesen beiden Alternativen konnte ich wählen. Ich glaubte allerdings, dass sie sich normal verhielt. Sie hatte sich locker und lässig gegeben, und nichts an ihr hatte auf ihren

zweiten Zustand hingewiesen, dessentwegen ich überhaupt hier saß.

Er musste auch nicht durchbrechen. Es konnte durchaus sein, dass sie nach oben ging, sich ins Bett legte und bis zum anderen Morgen durchschlief, obwohl die Zeit zum Schlafen eigentlich noch recht früh für eine erwachsene Person war. Diese Tatsache machte mich zwar nicht misstrauisch, aber schon nachdenklich.

Die Räume in der oberen Etage kannte ich nicht, hörte aber, wie dort eine Tür zuschlug. Vielleicht die zum Schlafzimmer oder zum Bad. Das war mir im Endeffekt auch egal.

Hinter der Sichtscheibe des Kamins brannte das Feuer allmählich herunter, und ich legte auch kein Holz nach. Dafür trat ich an das breite Fenster und schaute in den Garten, von dessen Gewächsen wirklich nicht viel zu sehen war.

Da ich von oben nichts mehr hörte, ging ich zur Terrassentür. Um sie zu öffnen, musste ich sie aufhebeln, was recht einfach war. Danach brachte mich der nächste Schritt nach draußen in den Garten, auf die Steine einer Terrasse und auch hinein in die kühle Nachtluft, die mein Gesicht streichelte.

Der Geruch hatte sich auch hier nicht verändert. Es roch nach feuchter Erde, nach dem ersten angefaulten Laub, sodass auch hier zu spüren war, wie sehr der Herbst seine Arme bereits ausgestreckt hatte.

Hinter den Grundstücken gab es ein Stück freies Feld. Die andere Grenze bildete eine Straße, über die Fahrzeuge huschten und ihre Lichtflecken vor sich herschoben. Ansonsten war die Nacht nicht besonders dunkel, denn eine Großstadt wie London strahlt stets ihren Lichtschein ab, auch mitten in der Nacht oder in den frühen Morgenstunden, denn ganz zur Ruhe kam London nie.

Ein schmaler Weg führte in den Garten hinein. Ich schenkte mir eine Durchsuchung und schaltete nur meine kleine Leuchte ein, um damit in die Runde zu strahlen. Ich suchte nach Spuren

auf dem Boden, aber fremde Fußabdrücke fielen mir nicht auf.

Ich zog mich wieder in die Wärme des Zimmers zurück, in dem es sehr ruhig geworden war.

Ich dachte darüber nach, die Glotze einzuschalten, um mir die Zeit zu vertreiben, aber das musste ich zurückstellen, denn es meldete sich mein Handy.

Tim Wilde wollte mich sprechen. »Bist du schon im Haus?«

»Ja.«

»Und?«

Ich ließ mich wieder in den Sessel fallen. »Nichts, Tim. Es ist alles normal.«

»Das ist ja gut. Aber es kann sich auch ändern, daran solltest du denken.«

»Das weiß ich.«

Bei der nächsten Frage hatte sich der Klang seiner Stimme etwas verändert. »Was sagst du zu Samantha?«

»Sie ist hübsch. Attraktiv und ...«

»Hör auf, John, das weiß ich selbst. Ich meine mehr ihr Verhalten. Das wollte ich wissen.«

»Normal. Sie hat mir Kaffee angeboten und ...«

»He, he, das glaube ich dir nicht. Irgendetwas ist schon passiert, sonst könntest du nicht so frei sprechen.«

»Stimmt. Sie ist nicht da.«

»Ach. Wo ...«

»Keine Sorge«, beruhigte ich ihn schnell. »Sam ist nach oben gegangen. Sie wollte sich hinlegen und schlafen. Hat sie mir jedenfalls gesagt.«

»Jetzt schon?«, wunderte er sich.

»Ja. Sorgt dich das?«

»Nicht unbedingt, wenn ich ehrlich sein soll. Aber es macht mich schon nachdenklich.«

»Warum?«

»Es geht um den Zeitpunkt. Meine Frau ist eigentlich noch nie so früh verschwunden, um zu schlafen. Wir haben erst in

drei Stunden Mitternacht, John. Um diese Zeit legt sich ein Kind ins Bett und kein erwachsener Mensch, der gesund ist.«

»Du sorgst dich also?«

»Natürlich mache ich mir Sorgen. Ganz erhebliche sogar. Aber ich hatte es im Gefühl, verstehst du? Ich habe dich nicht umsonst konsultiert, John. Sie wird ihre Probleme bekommen. Sie wird wieder diesen düsteren Sensenmann sehen, und ich kann nur hoffen, dass er auch dir begegnet.«

»Falls er existiert«, schränkte ich ein.

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Er existierte doch bisher nur in ihren Träumen und Vorstellungen, die sehr echt waren ...«

»Da bin ich mir ja nicht sicher«, erklärte er mit gequälter Stimme. »Ich weiß überhaupt nicht mehr, was real ist und was nicht. In meinem Kopf herrscht Chaos.«

»Kann ich mir denken. Aber ich werde bei ihr bleiben und sie auch beobachteten.«

»Wo bist du jetzt?«

»Im Wohnzimmer.«

»Ja, gut«, sagte er schnell. »Sam ist oben. Dort befindet sich unser gemeinsames Schlafzimmer, dann noch das Bad und auch noch ein Raum, der Sam gehört. Der ist so eine Mischung aus Büro und Bügelzimmer. Ich halte mich dort weniger auf, weil es nicht meine Welt ist, aber das Schlafzimmer kann man vom Bad aus erreichen, weil es zwischen den beiden Räumen eine Verbindungstür gibt.«

»Muss ich das wissen?«

»Es könnte von Vorteil sein, wenn du Sam beobachten willst. Die Tür zum Bad kannst du sofort erkennen, denn außen ist an ihr eine kleine Wanne angebracht worden.«

»Sehr gut.« Ich schlug die Beine übereinander. »Hast du noch irgendwelche Dinge, die du mir sagen möchtest?«

»Nein, das ist es eigentlich gewesen. Du musst nur damit rechnen, dass sich ihr Verhalten ändert.«

»Was du aber nie selbst gesehen hast.«

»Nein.«

»Wie ist...«

Er ließ mich nicht ausreden. »Sie hat es mir erzählt, John. Sie hat von ihren Erlebnissen so plastisch berichtet, dass ich einfach nicht glauben konnte, dass sie nur geträumt hat. Das alles muss sie echt erlebt haben.«

»Wenn das so ist, müssen wir davon ausgehen, dass sie Kontakt zu anderen Welten gehabt hat.«

»Was immer man darunter auch zu verstehen hat, ich sage einfach ja, John. Etwas stimmt nicht mit meiner Frau, und ich weiß nicht, wie es dazu kommen konnte.«

»Keine Sorge, die Nacht ist lang, und ich nehme an, dass ich es herausfinden kann.«

Ich hörte seinen schweren Atemzug. »Ich wünsche es mir, John. Ich wünsche es mir wirklich, denn ich möchte, dass meine Frau endlich zur Ruhe kommt. Sie leidet stark unter den Vorgängen. In den drei Jahren unserer Ehe hat sie sich verdammt stark verändert.«

»Wenn du das gemerkt hast, Tim, dann hast du doch sicherlich auch über den Grund der Veränderung nachgedacht. Ich meine jetzt nicht die eigentlichen Vorkommnisse, sondern etwas anderes. Dass überhaupt so etwas hat passieren können, muss einen tieferen Grund gehabt haben. Nichts passiert ohne Motiv, das muss ich dir nicht extra sagen. Hast du eine Vorstellung davon?«

»Nein.«

»So spontan?«

»Ja, John. Ich bin kein heuriger Hase. Ich habe lange genug Erfahrung auch beim Yard sammeln können, und deshalb gehe ich auch davon aus, dass es einen Grund gibt. Der kann lange zurückliegen und auch verschüttet sein. Aber ich kenne ihn nicht, und Sam hat mir gegenüber auch nichts weiter gesagt.«

»Okay. Dann kann man nur auf die Nacht hoffen.«

»Hoffen ist gut.«

»Wir werden sehen. Bist du zu erreichen?«

»Für dich immer, John.«

»Dann hören wir uns.«

Er zögerte noch. »Ich weiß nicht, ob das richtig ist, aber es kann sein, dass ich kurz vorbeischau. Ich könnte mir die Zeit nehmen und ...«

»Auch wenn es dir schwer fällt, Tim, lass es lieber sein. Komm erst, wenn ich dich rufe. Ansonsten könntest du Sam und auch mich in Schwierigkeiten bringen.«

Er stimmte zu, auch wenn ich ihn nicht überzeugt hatte. Aber darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen.

Ich unterbrach das Gespräch und dachte daran, dass ich nicht in seiner Haut stecken wollte.

Er machte sich zu Recht Sorgen, und auch ich fragte mich, wie sich die Frau eine Etage über mir verhielt. War sie zuvor ins Bad gegangen? Oder lag sie schon im Bett?

Mit dieser Ungewissheit wollte ich nicht hier unten sitzen bleiben, und ich stand auf, um das Zimmer zu verlassen. Das Licht ließ ich zwar brennen, dimmte es aber herab und warf einen letzten Blick auf das Fenster.

Der Garten lag noch immer im Dunkeln. Er war auch still, aber ich stand trotzdem in den folgenden beiden Sekunden unbeweglich auf dem Fleck, denn ich hatte einen mächtigen Schatten gesehen, der langsam durch den Garten wanderte, und wenn mich nicht alles täuschte, sah er aus wie ein Skelett, das eine Sense geschultert hatte ...

Jetzt wäre es besser gewesen, wenn ich im Dunkeln und das Gespenst draußen im Hellen gestanden hätte. Leider blieb es ein Wunschtraum, und so veränderte sich nichts.

Gab es den Schatten überhaupt? Hatte ich mich geirrt? War

ich innerlich schon beeinflusst, dass ich deshalb Dinge sah, die nicht existierten?

Damit musste ich rechnen, denn in der Dunkelheit wirken die Dinge oft anders als im Hellen. Da konnte man sich schon leicht etwas ausmalen oder vorstellen, was ansonsten nicht existierte.

Ich hatte mich zwar nicht bewegt, dafür aber mit den Augen gezwinkert. Eine Reaktion, die ich selbst nicht hatte steuern können. Es waren nur wenige Sekunden verstrichen, als ich meinen Blick wieder auf die gleiche Stelle konzentrierte und das Skelett mit der geschulterten Sense nicht mehr entdeckte.

Da war nur die Dunkelheit vorhanden. Auch von den Nachbargärten fiel kein Licht auf das Grundstück. Die Bewohner hielten ihre Gartenleuchten ausgeschaltet.

Einbildung oder Tatsache?

Diese Frage quälte mich. Ich musste einfach Gewissheit haben. Vorher wollte ich die obere Etage nicht besuchen.

Ich hatte das Gefühl, am Boden zu kleben und mich erst lösen zu müssen, als ich auf die Tür zuging, die wieder geschlossen war. Über meinen Körper rieselte ein Schauer. Auch ich war nicht so abgebrüht, als dass ich keine Gefühle gespürt hätte.

Bevor ich die Tür öffnete, spähte ich so gut wie möglich nach draußen. Nahe an der Scheibe war meine Sicht trotzdem nicht besser, es war einfach zu dunkel.

Wieder hebelte ich die Tür auf. Frische Luft strömte mir entgegen. Ich atmete sie tief ein, fühlte mich wieder wohler, weil ich plötzlich das Gefühl bekam, wieder mit beiden Beinen im Leben zu stehen, und bewegte mich zwei Schritte nach vorn.

Auch das brachte nichts.

Das Skelett mit der Sense war nicht zu sehen. Es hatte, sich blitzartig zurückgezogen. Vorausgesetzt, dass es überhaupt erschienen war. Es war nicht so dunkel, wie es vom Haus aus gewirkt hatte. Wenn ich in die anderen Gärten schaute, sah ich

durchaus den einen oder anderen Schein, aber es gab keinen Schatten, der ihn durchquert hätte. Das war nur an diesem Haus passiert.

Ich zog mich wieder zurück. Samantha Wilde war jetzt wichtiger. Sie saß oder lag bestimmt im Bett, aber das wollte ich genau herausfinden. Ich schloss die Tür wieder und durchquerte das Wohnzimmer. Das Licht hatte ich weit genug heruntergedimmt, es sah sowieso nur aus wie eine trübe Funzel.

Im schmalen Flur fand ich mich zurecht. Weiter oben nicht, denn dort ballte sich die Finsternis. Zwar war sie nicht so dicht wie in einer geschlossenen Höhle, denn durch ein schmales Seitenfenster drang das graue Licht des Abends, aber ich wollte nicht im Dunkel über eine mir unbekannte Treppe gehen, und deshalb nahm ich meine Leuchte zu Hilfe. Der Strahl war zwar nicht besonders breit, aber es reichte auch ein kurzes Hinleuchten aus, um mich erkennen zu lassen, dass die Treppe recht schmal und eng war. Sie bestand aus hellem, poliertem Holz.

Es lag kein Teppich auf den Stufen, sodass es nicht leicht für mich war, die Treppe lautlos hoch zu steigen. An einem ebenfalls aus Holz gefertigten Geländer konnte ich mich festhalten und schaffte es auch, die Schritte stark zu dämpfen.

In der ersten Etage blieb ich stehen. Ein kleiner rechteckiger Flur, von dem drei Türen abzweigten, zwei auf der linken Seite, eine auf der rechten.

Ich erinnerte mich daran, was mir Tim Wilde gesagt hatte. An der Tür zum Bad hing eine Wanne, und die entdeckte ich schon beim ersten Leuchten in die Runde.

Daneben lag also das Schlafzimmer!

Ich legte ein Ohr gegen das Holz und hörte nichts. Nach wenigen Sekunden wechselte ich meine Position, bückte mich und warf einen Blick durch das Schlüsselloch.

War es dunkel?

Ja und nein!

Es gab im Schlafzimmer eine Lichtquelle, aber sie war so schwach, dass sie nicht den gesamten Raum ausleuchtete und leider auch nicht den Teil, der in meinem Blickfeld lag. Ich sah einen Teil des Betts und glaubte, die untere Kante zu erkennen.

Eintreten oder den anderen Weg nehmen?

Ich entschied mich für den Umweg. Zwischen Bad und Schlafzimmer existierte eine Verbindungstür, und durch sie wollte ich das Schlafzimmer betreten.

Im Bad gab es ebenfalls ein Fenster, sodass es nicht völlig dunkel in dem viereckigen Raum war. Ich fand mich zurecht und musste mich nach links wenden, um die zweite Tür zu erreichen, die natürlich geschlossen war.

Hinter dem Schlüsselloch sah ich den hellen Schein, der auch unter der Türritze hervordrang. Ich konzentrierte mich abermals auf das Schlüsselloch.

Diesmal fiel mein Blick von der Seite her gegen das Bett. Einen Körper sah ich dort nicht liegen, dazu war die Perspektive zu schlecht. Ich hörte auch keine verdächtigen Geräusche und konnte schon davon ausgehen, dass Samantha Wilde eingeschlafen war.

Das wollte ich genau wissen.

So behutsam wie möglich drückte ich die Türklinke nach unten. Ich hörte ein leises Geräusch, als ich die Tür öffnete, allerdings nicht mehr als ein Schleifen, das sicherlich keinen Schläfer geweckt hätte.

Stück für Stück zog ich die Tür auf, und mein Blickwinkel verbesserte sich dabei.

Ein Raum mit Fenster. Ein völlig normales Schlafzimmer. Eingerichtet mit einem Bett, einem Schrank an der Seite, einem Teppich auf dem Boden. Ein Fenster zur Rückseite hin. Alles also völlig normal.

Neben dem Doppelbett standen die beiden Nachttischleuchten. Eine davon war eingeschaltet. Und zwar die Lampe, die zum Bett der Samantha Wilde gehörte, denn sie lag an der von

der Tür abgewandten Seite und hatte das Öffnen der Tür nicht bemerkt.

Ich betrat das Zimmer auch weiterhin nicht. Auf der Türschwelle blieb ich stehen, um die Frau zu beobachten, die sich tatsächlich hingelegt hatte.

Sie lag da wie eine Tote. Die Decke hatte sie bis zum Kinn in die Höhe gezogen. Ob die Augen geschlossen oder halb geöffnet waren, das sah ich aus meiner Position nicht.

Jedenfalls hatte sie nicht bemerkt, dass Besuch gekommen war, denn sie rührte sich nicht.

Ich hielt mich noch einige Sekunden an der gleichen Stelle auf, bevor ich mich traute, den nächsten Schritt zu gehen. Die Tür zum Bad ließ ich offen. Ich wollte jetzt, dass mich Samantha sah. Wäre alles normal gewesen, hätte sie mich auch entdeckt, aber hier war alles anders. Sie sah mich nicht. Sie lag auf dem Rücken, und wenn mich nicht alles täuschte, hielt sie die Augen sogar geschlossen. Das deutete auf eine Schläferin hin.

Schläfer zeigen oft ein entspanntes Gesicht. Bei Sam fand ich diesen Ausdruck nicht. Mir kam es so vor, als hätte sich der Mund verzogen und leicht geöffnet. Ich war nah genug, um ihre zischenden Atemlaute zu hören.

Ich hätte das Zimmer beruhigt verlassen können, weil äußerlich alles in Ordnung war. Genau das tat ich jedoch nicht, denn ich hatte einfach das Gefühl, dass hier gewisse Dinge nicht mehr stimmten, und etwas passieren würde.

Außerdem wusste ich noch immer nicht, ob ich das dunkle Wesen mit der Sense draußen tatsächlich gesehen hatte oder ob es nur eine Täuschung gewesen war. Und diese Unsicherheit machte mich nervös.

Manchmal sieht man das Glück in kleinen Dingen. So erging es mir in diesem Augenblick, denn ich hatte schon beim Betreten in einer Ecke einen kleinen Hocker gesehen, auf dem ein dickes Kissen lag, das zum bequemen Sitzen einlud.

Dort ließ ich mich nieder.

Es machte mir bestimmt keinen Spaß, einen fremden Menschen beim Schlafen zu beobachten. In diesem Fall ging ich davon aus, dass es nicht allein beim Schlafen bleiben würde, wenn es stimmte, was mir Sams Mann gesagt hatte.

Der Lichtschein von der Seite her reichte bis zu ihrem Gesicht. Das Haar hatte sie gelöst. Es verteilte sich um ihren Kopf und breitete sich auf dem Kissen aus. Es kam mir länger vor, als ich gedacht hatte, und wieder musste ich mir eingestehen, dass der gute Tim Wilde sich eine hübsche Person zur Frau genommen hatte.

Samantha bewegte sich nicht. Sie lag in absoluter Ruhe da, und ich konnte ihre leisen Atemzüge wahrnehmen.

Mich wunderte nur etwas die Stellung des Betts. Es war so aufgebaut worden, dass sich hinter dem Kopfteil das Fenster abmalte. Ein dunkler Ausschnitt, gefüllt mit dem Atem der Nacht.

Da bewegte sich nichts. Es erschien keine Gestalt, die ihren Weg durch die Finsternis gefunden hätte.

Die erste Spannung war von mir genommen. Ich entspannte mich und setzte mich auch bequemer hin. Eine Zeitspanne hatte ich mir nicht vorgegeben, ich wollte abwarten, wie Sam Wilde reagierte und ob sie erwachte.

Wurde sie beeinflusst durch fremde Mächte? Erlebte ich hier etwas Ähnliches wie bei dem verbrecherischen Psychologen Barnabas Barker vor kurzem?

Als ich auf die Uhr schaute, stellte ich fest, dass schon zwei Minuten vergangen waren, in denen sich nichts getan hatte. Ich hatte auch keinen Schatten am Fenster gesehen - und zuckte dann zusammen, als ich das Stöhnen hörte.

Sofort richtete sich mein Blick wieder auf Sam Wilde!

Sie lag noch immer an der gleichen Stelle, aber sie hatte den Mund inzwischen geöffnet, und das sicherlich nicht nur, um Atem zu holen. Sie wollte etwas sagen und hatte plötzlich

meine ganze Aufmerksamkeit.

Die ersten Worte konnte ich nicht verstehen, weil sie geflüstert waren, aber sie sprach sehr bald deutlicher, und so hörte ich, dass sie jemand rief.

»Komm ... komm ...«

Meine Haltung veränderte sich kaum. Ich beugte mich nur ein wenig weiter nach vorn, spitzte noch mehr die Ohren und stellte eine gewisse Unruhe bei Samantha fest.

Sie bewegte ihren Körper unter der dünnen Decke, die auf der Oberfläche Falten warf. Es war zu erkennen, dass sie die Beine anzog, sie auch anhob, dann wieder streckte und durch die Bewegungen dafür sorgte, dass die Decke verrutschte.

Sie bewegte sich nach links. Ich sah, dass ihre nackten Schultern zum Vorschein kamen, als sie den Kopf und auch den Körper immer heftiger von einer Seite zur anderen warf.

»Ja, ja, ich weiß es. Ich weiß doch, dass du da bist.

Du bist in der Nähe. Ich ... ich ... werde dir gehorchen. Du hast mir geholfen, jetzt werde ich dir helfen. Bestimmt... ganz bestimmt ...«

Ich hatte jedes Wort verstanden, aber aus dem Zusammenhang konnte ich mir keinen Reim machen. Sie sprach mit einem mir Unbekannten, und ich hatte das Gefühl, dass sie aus einer gewissen Dankbarkeit heraus zu ihm redete.

Ich blieb noch sitzen. Wenn ich jetzt aufstand und sie weckte, war das falsch. Sie befand sich in einem labilen Zustand und wurde von einer anderen Macht geführt und kontrolliert.

Ihre Hände lagen plötzlich auf der Bettdecke. Sie fuhren über den Stoff weg, dann verschwanden sie wieder unter der Decke, und Samantha Wilde blieb wieder starr liegen.

Ich konnte mir vorstellen, dass der Kontakt zu dieser anderen Seite, wer immer sie auch war, eingestellt war, aber ich war mir nicht sicher. Hier liefen Dinge ab, die möglicherweise erst am Anfang standen und sich noch entwickeln konnten. Sam stand unter dem Einfluss einer anderen Macht, die sich

möglicherweise durch den unheimlichen Kapuzenmann manifestierte.

Immer wieder wechselten meine Blicke zwischen Sam und dem Fenster hin und her. Ich wollte eine Verbindung sehen, aber jenseits der Scheibe blieb es ruhig.

Sie sprach wieder.

»Bist du da?«

Eine Antwort bekam sie nicht, die gab sich Samantha selbst.

»Ja, ich weiß, dass du in der Nähe bist. Ich weiß, was du von mir willst. Ich werde es tun, ich werde dir meine Dankbarkeit beweisen. Du brauchst keine Angst zu haben ...«

Wenn ich die Worte richtig interpretierte, dann war Sam in der Lage, das Andere oder die andere Gestalt zu spüren, während ich hier saß und nichts tat, aber auch nichts tun konnte. Hätte ich Sam geweckt oder erschreckt, wäre ich nicht weitergekommen.

So wartete ich ab, was noch passieren würde, denn mit einem ruhigen Schlaf war es für Samantha vorbei.

Sie lag wieder. Sie bewegte erneut ihren Kopf, weil sie auch mit verdrehten Augen auf das Fenster schielen wollte, weil sich dort zumeist die Gestalt gezeigt hatte.

Diesmal nicht.

Lag es an mir?

Es konnte sein, aber sicher war ich mir nicht. In den letzten Minuten hatte sich nicht viel ereignet, wenn man es genau nahm, und trotzdem war die Spannung in mir gestiegen. Sie hatte sich überall in meinem Körper ausgebreitet. Sie brodelte in mir. Als äußereres Zeichen hatte sich auf meiner Haut ein Schweißfilm gebildet. Es konnte auch daran liegen, dass es in diesem Zimmer recht warm war. Jedenfalls war das mein Eindruck.

Sam Wilde atmete heftig. Ihre Unruhe hatte sich gesteigert. Manchmal drangen aus ihrem offenen Mund Laute, die auch ein Tier abgegeben haben könnte.

Und dann setzte sie sich auf.

So schnell, dass selbst ich von dieser Aktion überrascht wurde.

Die Decke rutschte von ihren Schultern nach unten. Ich sah, dass sie am Oberkörper kein noch so winziges Stück Kleidung trug. Samantha saß jetzt so, dass sie mich direkt anschauen konnte und auch irgendwie musste. Komischerweise reagierte sie nicht auf meine Anwesenheit. Ihr Blick ging durch mich hindurch. Sie nahm mich gar nicht erst zur Kenntnis.

Die Arme stachen rechts und links des Körpers nach unten. Mit den Händen, die ich nicht sah, stützte sie sich ab; sie waren noch durch das Laken verborgen.

Mit einigen heftigen Beinbewegungen strampelte sie den Rest der Decke zur Seite und schwang ihre Beine herum.

Zwei Dinge fielen mir sofort auf.

Samantha trug einen schwarzen hauchdünnen Slip. Das allerdings nahm ich nur am Rande wahr.

Viel wichtiger war etwas anderes.

In der linken Hand hielt sie ein Messer mit langer Klinge!

Mir stockte der Atem!

Ich hatte mit vielem gerechnet, jedoch nicht mit dieser ver-dammt negativen Überraschung. Mein Körper verkrampfte sich, als wäre die Klinge dabei, langsam in meinen Leib zu stoßen.

Was wollte sie mit dem Messer?

Bestimmt würde sie nicht in die Küche gehen, um irgendwelche Lebensmittel zu schneiden. Messer wurden auch ge-braucht, um Menschen zu töten oder sich damit zu verteidigen. Ich tendierte bei ihr zur letzten Möglichkeit hin.

Bisher hatte ich auf ihr Gesicht geschaut. Das war zwar jetzt auch der Fall, nun aber sah ich ihr Profil, denn das lange Haar

war noch nicht seitlich vor ihr Gesicht gefallen.

Samantha kümmerte sich nicht um mich. Sie tat, als wäre sie allein im Zimmer, und sie wirkte wie eine Person, die gerade erst aus einem tiefen Schlaf erwacht war und sich nun sammeln musste.

Noch immer traute ich mich nicht, sie anzusprechen. Ich ging davon aus, dass dies hier erst der Anfang war. Sie würde sich weiterhin bewegen, und sie stand dabei auch unter einem starken Druck, der nicht aus ihr kam, sondern von außen.

Samantha Wilde stöhnte, drückte den Kopf nach vorn, beugte danach ihren Oberkörper zurück, gab sich einen Ruck und stand plötzlich auf. Fast wie ein Rekrut, der von seinem Vorgesetzten einen Befehl erhalten hatte. Sie blieb vor dem Bett stehen, hielt das Messer fest wie einen Rettungsanker, schien auch weiterhin den für mich unhörbaren Befehlen zu lauschen und drehte sich nach einer Weile sehr langsam um, und zwar nach links. So musste sie mich automatisch sehen können.

Ich war auch darauf gefasst und machte mich bereit, vom Hocker aufzuspringen, aber sie reagierte überhaupt nicht auf meine Anwesenheit.

Sie sah mich an und auch vorbei oder hindurch. So genau erkannte ich das nicht.

Kein Blick von ihr zum Fenster.

Ich allerdings sah hin.

Bewegte sich hinter der Scheibe etwas? Wanderte ihr unheimlicher Mentor vorbei?

Nein, das war nicht der Fall. Die Nacht blieb ruhig. Durch nichts wurde die Stille und die Dunkelheit unterbrochen.

Ich kam mir in der Ecke etwas eingeklemmt vor, denn es konnte sein, dass ich mich verteidigen musste, und da brauchte ich Platz, aber zu einem Stellungswechsel meinerseits kam es nicht, denn Samantha ging den ersten Schritt.

Und der führte sie genau in meine Richtung.

Sie bewegte sich dabei langsam. Sie sah mich, aber sie tat nichts. Der linke Arm mit dem Messer hing an ihrem Körper herab und war der Bettseite zugewandt. Wenn sie auf mich einstechen wollte, hätte sie sich erst drehen müssen.

Ich riskierte einen Blick in ihr Gesicht.

Ja, es hatte sich verändert. Es zeigte eine gewisse Erwartung, und ich ging davon aus, dass sie längst unter einem fremden Einfluss stand und nichts tat, was sie selbst befehligte.

Ich schwankte zwischen zwei Möglichkeiten. Sollte ich etwas tun und versuchen, sie aus ihrem Zustand hervorzuholen oder sollte ich ihren Weg weiterhin verfolgen?

Jede Lösung konnte falsch, aber auch richtig sein, und ich entschied mich für die letzte. Möglicherweise führte sie mich zu den Mächten, die hinter ihr standen und sie leiteten.

Als sie den nächsten Schritt auf mich zuging, bewegte ich mich ebenfalls. Sehr langsam drückte ich mich in die Höhe, weil ich sie auf keinen Fall erschrecken wollte. Für mich war Samantha Wilde zu einer Schlafwandlerin geworden, die anderen Befehlen gehorchte. Da konnte es gefährlich werden, sie aus diesem Zustand zu erwecken.

Ich drückte mich gegen die linke Wand und ließ die Frau nicht aus den Augen. Sie zuckte nicht mal in meine Richtung. Sie hatte mich gar nicht gesehen, und als sie dann weiterging, hörte ich sie leise sprechen. Es waren Worte, die ich leider nicht verstand. Sie erstickten in einem Gemurmel. Dazwischen holte sie Atem, was mir vorkam wie ein Schlürfen.

Samantha Wilde ging an mir vorbei. Auch jetzt hatte sie mich nicht wahrgenommen. Ich interessierte sie überhaupt nicht, und das wiederum war für mich der Beweis, dass sie sich in einer völlig anderen Welt befand.

Sekunden später schon schaute ich auf Sams Rücken. Mit nackten Füßen ging sie über den Boden, passierte auch das Fenster und bewegte sich auf die Tür zu.

Das alles sah aus wie abgemacht. Wie einstudiert. Wie bei

einer Person, die keinen eigenen Willen besaß. Ihr nackter Rücken und ihr Hinterteil schaukelten bei jedem Schritt. Wahrscheinlich wusste sie gar nicht, wie wenig sie überhaupt anhatte, und das war zudem für sie nicht mehr wichtig.

An der Tür blieb sie einen Moment stehen, als würde sie überlegen, ob es auch der richtige Weg war oder nicht.

Es war der richtige für sie. Mit der freien Hand zog sie die Tür noch weiter auf, damit sie bequem über die Schwelle gehen konnte. So verließ sie das Zimmer und tauchte ein in den kleinen Flur, ohne dort Licht zu machen.

Ich setzte mich ebenfalls in Bewegung und blieb an der offenen Tür stehen. Ich wollte wissen, wohin sie ging, und rechnete damit, dass sie wieder nach unten ins Wohnzimmer gehen würde.

Das tat sie jedoch nicht.

Was sie unternahm, war mir zunächst rätselhaft. Sie steckte sich das Messer mit der scharfen Klinge quer in den Mund, um beide Hände frei zu haben.

Im Gegensatz zu ihr kannte ich mich in diesem Haus nicht aus. Deshalb wunderte ich mich auch darüber, dass sie an der Wand eine Tür aufzog, die zu einem kleinen Einbauschrank gehörte, der mir bisher nicht aufgefallen war.

Licht brauchte Samantha nicht. Im Dunkeln griff sie in den Schrank hinein und hatte schon mit dem ersten Griff genau das gefunden, was sie suchte.

Es war keine Waffe, sondern eine Stange. Es vergingen einige Sekunden, bis mir klar wurde, was sie damit vorhatte. Sie richtete sich auf und zielte mit der Stange auf eine bestimmte Stelle an der Decke. Ich vernahm ein leichtes Kratzen, und dabei hakte sich das Ende der Stange irgendwo an der Decke fest.

Ein kurzer Ruck, und einen Augenblick später sank ein Schatten nach unten. Es war eine Klappe, von der sich eine Leiter löste und auf einer Schiene mit ihrem Ende dem Boden

entgegenrutschte.

Jetzt war mir klar, was sie vorhatte.

Sie wollte auf einen Boden, auf einen Speicher und von dort möglicherweise aufs Dach. Es war das typische Verhalten einer Schlafwandlerin, aber weshalb hatte sie ein Messer mitgenommen?

Die Fragen blieben, die Antworten würde ich später erhalten. Zunächst einmal nahm sie das Messer wieder in ihre linke Hand, um die andere frei zu haben. Mit ihr konnte sie das schmale Geländer umfassen, das sich rechts der Treppe in die Höhe zog.

Dann ging sie, ohne sich um mich zu kümmern. Die Stufen der Falltreppe waren nicht sehr dick, sie bogen sich auch unter dem Gewicht der Frau, aber sie brachen nicht ein, und so konnte sie unangefochten ihrem Ziel entgegengehen.

Wie sollte ich mich verhalten? Ich konnte sie verfolgen und ebenfalls nach oben gehen oder wieder nach unten und draußen auf sie warten.

Das allerdings ließ ich bleiben, denn ich wollte sie nicht aus den Augen lassen. Also nahm ich wieder die Verfolgung auf.

Auch mein Gewicht hielten die Stufen, ohne zu knacken. Ich ging sehr langsam einer Dämmerung entgegen, die sich jenseits der Luke ausbreitete.

Natürlich rechnete ich damit, dass Samanthas Verhalten nicht so blieb. Es war möglich, dass sie mir auflauerte und heimtückisch mit dem Messer zustach, wenn ich meinen Kopf weit genug durch die Öffnung steckte.

Deshalb mein erster vorsichtiger Blick in das Dunkel hinein. In der Nähe lauerte sie nicht. Sie war einige Schritte tiefer in den Dachboden hineingegangen, durch dessen schräge Fenster die Dunkelheit der Nacht sickerte.

Ich sah auch einige Stellen am weit entfernten Himmel, auf dem sich bleiche Wolkenbänder abzeichneten, deren Ränder durch Licht leicht erhellt waren.

Bis zur Brust schaute ich über den Rand der Luke hinweg und konnte mich jetzt ziemlich normal bewegen. Ich bewegte meinen Kopf nach links und schaute in die falsche Richtung, denn dort hielt sich Samantha nicht auf.

Dafür an der anderen Seite.

Wieder blickte ich auf ihren Rücken. Sie bewegte sich nach meinem Dafürhalten völlig normal. Sie schaute auch kein einziges Mal zurück, weil sie wohl nicht mit Verfolgern rechnete oder sich auch nicht dafür interessierte. Sie kam einzig und allein ihrer Aufgabe nach, die sie von einer anderen Macht gestellt bekam.

Für mich war es keine Überraschung, dass sie vor einem der schrägen Dachfenster stehen blieb. Auch in der Dunkelheit war der Griff zu sehen, der bewegt werden musste, um das Fenster öffnen zu können. Um ihn legte die Frau ihre rechte Hand.

Ich stemmte den Oberkörper so weit hoch, dass ich auf den Speicher klettern konnte. Er sah ziemlich aufgeräumt aus. Man hatte diesen Raum hier als Abstelllager benutzt. An einer Wand standen ein paar Gegenstände, die ich als Putzgeräte einstuftete. Das war auch alles.

Samantha drückte das Fenster auf. Sie hatte es jetzt so weit gekippt, dass sie auf das Dach steigen konnte.

Es war alles wie in Geschichten oder Bildern erzählt. Da stemmte die Schlafwandlerin ein Fenster auf, um auf das Dach zu gelangen, über das sie wandern würde.

Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, ich hätte wirklich gelacht. So aber hielt ich mich zurück und rechnete damit, dass ich ihr folgen musste.

Das Wandern auf einem Hausdach hatte ich nicht eben geübt. Hinzu kam noch eine gewisse Feuchtigkeit, die sich auf den Dachpfannen und dem First festgesetzt hatte, sodass das Material leicht zu einer Rutschbahn werden konnte.

Geschickt kletterte die fast nackte Frau nach draußen. Auch jetzt drehte sie sich nicht einmal um. Für sie gab es keinen

Verfolger.

Ich wartete, bis sie sich aufgerichtet hatte, was sie mit einer sehr sicheren Bewegung hinter sich brachte. Nur einmal schwankte ihr Körper etwas, dann hatte sie das Gleichgewicht gefunden und streckte nicht mal die Arme seitlich weg wie es ein Hochseilartist tat.

Mein Herz klopfte schneller, als ich den gleichen Weg nahm, den sie gegangen war. Eigentlich war es verrückt, ihr zu folgen, aber ich war nun mal kein Typ, der auf halber Strecke umkehrte, und so drückte ich mich ebenfalls durch die genügend breite Öffnung, um auf das Dach zu gelangen.

Es klappte schon beim ersten Versuch. Ich war froh, dass kein starker Wind wehte. In dieser Nacht war er fast eingeschlafen, aber die Kühle hatte er nicht vertreiben können.

Noch hatte ich mich nicht aufgerichtet und berührte mit beiden Händen die tatsächlich feuchten Pfannen. Ein gewisses Gefühl der Furcht war schon vorhanden, und auch das leichte Zittern der Arme konnte ich nicht vermeiden.

Dann stand ich auf.

Vorsichtig, genau auf meine Gewichtsverteilung achtend. Nur keine falsche Bewegung, nur nicht abrutschen und dann der Dachkante entgegen fallen.

Es klappte besser als ich es erwartet hatte. Auf den relativ rauen Pfannen bekam ich sogar einen gewissen Halt und konnte mich jetzt auf Sam Wilde konzentrieren.

Sie war nach links verschwunden und befand sich in einer anderen Höhe als ich, weil sie sich den Dachfirst ausgesucht hatte, über den sie balancierte, wobei ich mich abermals wunderte, wie sicher ihre Bewegungen waren.

Sie schien von einer unsichtbaren Hand geführt zu werden, als sie mit kleinen Schritten der Weite des Hauses entgegen ging. Sie setzte Fuß vor Fuß und bewegte ihre Arme nur so wenig wie möglich, weil sie auch so das Gleichgewicht hielt.

In der linken Hand hielt sie noch immer den Griff des Mes-

sers fest. Manchmal gab die Klinge auch ein schwaches Schimmern ab wie die Fläche eines eingedunkelten Spiegels.

Samantha hatte kein Problem mit ihrer Wanderung über den Dachfirst hinweg. Ich fragte mich nur, was sie tun würde, wenn sie das Ende erreichte. Springen?

Das war gefährlich. Aus dieser Höhe zog sie sich bestimmt eine Verletzung zu, und ein solcher Sturz konnte im schlimmsten Fall auch zum Tod führen.

Ich musste ihr nachgehen und tat es.

Sehr langsam richtete ich mich auf. Über den First zu laufen, war wirklich der beste Weg über das Dach. Die Strecke war relativ gerade, auch wenn rechts und links die Schräge lauerte.

Ein großer Balancierer war ich nicht. Aber ich hatte auch kein Problem mit der Höhe, denn ich war schwindelfrei.

Stück für Stück ließ ich hinter mir. Zu Beginn war ich noch sehr nervös und hatte Mühe, den eigenen Atem unter Kontrolle zu bringen. Nach den ersten Schritten ging es dann besser, und ich atmete auch wieder frei durch.

Nicht nach unten schauen, nur nach vorn. Nicht daran denken, auf welch einem schmalen Grat ich mich bewegte. Im Gegensatz zu Samantha hatte ich meine Arme seitlich weggestreckt, denn so gelang es mir besser, das Gleichgewicht zu bewahren.

Auch der Dachfirst war feucht. Es konnte sehr leicht zu einem Fehlritt kommen. Deshalb vergaß ich die Frau auch und konzentrierte mich rein auf meine eigenen Angelegenheiten.

Ich setzte die Füße leicht schräg und kam meinem Ziel, das sich nicht bewegte, immer näher. Samantha blieb am Ende des Firsts stehen und wirkte dort wie eine Figur, die von einem Künstler geschaffen und auf das Dach gestellt worden war.

Schritt für Schritt kam ich näher. Sekunden nur blieben mir, dann würde es zu einer Entscheidung kommen. Ich musste mir etwas einfallen lassen, wie ich am besten reagierte.

Sollte ich sie ansprechen? Das war eine Möglichkeit. Sie barg

allerdings auch ein Risiko, denn wenn sie eine Stimme hörte, konnte sie sich erschrecken, dann ausrutschen und das Gleichgewicht verlieren.

Wenn ich sie ansprach, dann jedenfalls mit einer recht leisen Stimme.

Sie handelte, nicht ich, und so konnte ich meinen Vorsatz vergessen. Es hatte keine äußereren Anzeichen für eine Veränderung gegeben, und so wurde ich überrascht, als sie sich auf der Stelle drehte, und nicht mal so langsam. Ich hatte das Gefühl, als hätte sie längst über mich Bescheid gewusst. Sie fühlte auch keine Kälte, sie zitterte nicht, sie verhielt sich nicht anders als in ihrem Schlafzimmer.

Wir schauten uns an.

Die Distanz zwischen uns war nicht besonders groß. Hätte ich einen langen Schritt gemacht, wäre ich bei ihr gewesen. Das tat ich natürlich nicht, sondern wartete ab, bis sie etwas tat.

Sie lächelte ...

Es war die erste Reaktion, die ich erlebte, und sie bewies mir, dass sie keine normale Schlafwandlerin war. Sie hatte mir etwas vorgespielt und mich dabei in eine verdammt schwierige Lage gebracht.

Jetzt scheute ich mich auch nicht davor, sie anzusprechen und flüsterte ihren Namen.

»Samantha ...«

»Ja.«

Ein Vorteil. Sie hatte mich verstanden, und auch ihre Antwort war normal gewesen.

»Was ist mit dir, Samantha?«

»Nichts.«

»Fühlst du dich wohl?«

»Ja, sehr.«

»Warum bist du auf das Dach hier gegangen?«

Ihr Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Weil ich es musste. Ganz einfach, mein Freund.«

»Du musstest es ...«

Sie nickte.

»Wer hat dir das gesagt?«

»Mein Freund und Retter.«

»Aha.« Ich hoffte, zumindest einer Teillösung näher zu kommen. »Und wer ist dein Freund und Retter?«

»Du kennst ihn nicht.«

»Dann willst du mir also seinen Namen nicht preisgeben?«

»Nein, warum sollte ich? Aber ich glaube, dass du ihn kennen lernen wirst. Jeder Mensch lernt ihn kennen, glaube ich ...«

Ich blieb beim Thema und fragte: »Ist es vielleicht die dunkle Gestalt, von der du deinem Mann berichtet hast?«

»Kann sein.«

»Hat sie dir das Messer gegeben?«

»Nein, nicht alles stammt von ihm. Das Messer habe ich mir besorgt. Ich liebe es.«

»Ja«, lobte ich die Waffe, »sie ist auch etwas Besonderes. Wirklich ein tolles Stück. Darf ich es mir mal anschauen?«

Obwohl sie auf dem schmalen First stand, schüttelte sie den Kopf, wobei sich sogar ihr Körper bewegte. »Das Messer gehört mir, ich gebe es nicht aus der Hand. Es ist wichtig für mich, sehr wichtig.«

»Was hast du damit vor?«

»Es kann töten ...«

Die Antwort gefiel mir gar nicht, und ich setzte sofort die nächste Frage nach. »Willst du denn töten?«

»Ja, das werde ich.«

»Wen?«

Wieder schüttelte Sam den Kopf, aber jetzt hatte sich der Ausdruck in ihrem Gesicht verändert, was in meiner Magengegend schon ein flaues Gefühl verursachte.

Ich wollte nicht mehr weiterfragen und kümmerte mich um das Gesicht der Frau. Dort hatte sich vor allen Dingen die Blickrichtung verändert. Hatte sie noch vor Sekunden auf mich

geschaut, so zeigten sich ihre Augen jetzt verdreht, und ich stellte fest, dass sie über meine Schulter hinwegsah.

Dahinter war das Dach leer. Normalerweise, aber in diesem Fall war nichts mehr normal.

Ich spürte das Kribbeln in mir. Zahlreiche Spinnenbeine schienen über meinen Körper hinweg zu laufen, meinen Nacken und auch das Ende der Wirbelsäule zu erreichen. Ich wunderte mich darüber, dass ich auf dem First noch normal stehen konnte, und in mir setzte sich der Drang fest, mich einfach zu drehen.

Es war nicht so leicht. Ich stand nicht mit beiden Beinen auf einem normalen Boden. Irgendetwas stimmte hier nicht mehr und hatte sich radikal verändert.

Sie lächelte.

Ein gefährliches Lächeln, das mich auch warnte und mich zu einer Aktion antrieb, die ich freiwillig nicht durchgezogen hätte.

Auf dem schmalen First versuchte ich eine Drehung. Sie konnte mir nicht gefallen, denn nun wandte ich der Frau mit dem Messer meinen ungeschützten Rücken zu.

Ich kam nur langsam herum und bewegte dabei auch in kleinen Stücken meine Füße.

Wenig später schaute ich in die entgegengesetzte Richtung zur anderen Seite des Hauses hin.

Und genau dort stand die unheimliche Gestalt mit der Sense!

Ich hatte es geahnt, gespürt, wie auch immer. In meinem Leben hatte ich schon Schlimmes gesehen, doch in dieser sehr labilen Lage war es für mich eine schreckliche Szene, denn diese Gestalt sah aus, als wäre sie aus einem Horrorfilm entsprungen.

Es gab tatsächlich das schwarze Gewand. Es gab die dunkle

Kapuze, die er weit nach vorn gezogen hatte, sodass ihr Rand einen Teil des Gesichts verdeckte.

Aber war das, was sie verdeckte, überhaupt ein normales Gesicht, oder war es die Fratze eines gefährlichen Dämons, der aus seiner Welt entstiegen war?

Die Sense hatte er mitgebracht und sie über seine Schulter gelegt. Den Griff hielt er mit einer Hand am unteren Ende fest, und mir fiel auf, dass er keine normale Hand besaß, sondern eine, die sich aus Knochenfingern zusammensetzte, die auch nicht bleich schimmerte, sondern ein leicht grünliches Leuchten abgab.

Diese Gestalt, wer immer sich dahinter verbarg, war nicht zum Spaß gekommen, sie war der Helfer der Samantha Wilde. Sie war die Gestalt aus ihren Träumen und zugleich so etwas wie ein Retter oder eine Retterin, denn es war nicht zu erkennen, wer sich unter der Kutte verbarg. Es konnte ein Mann, aber auch eine Frau sein.

Noch hatte ich das Gesicht nicht gesehen, weil die Kapuze zu weit nach vorn gezogen und der Kopf gesenkt war. Aber bei genauem Hinsehen entdeckte ich schon das grünliche Schimmern, das mir auch bei den Händen aufgefallen war.

Hinter mir hörte ich das Kichern. Sam Wilde hatte es ausgestoßen. Ihr gefiel es, was sie sah, sie hatte ihren Spaß, was man von mir weniger behaupten konnte.

Die namenlose Schreckengestalt veränderte jetzt ihre Haltung und bewegte sich. Mit einer heftigen Kopfbewegung schleuderte sie die Kapuze nach hinten. So heftig die Bewegung gewesen war, der Stoff selbst rutschte nur langsam zur Seite und so hatte ich Zeit genug, das Gesicht der Gestalt betrachten zu können.

Nein, das war kein Gesicht. Kein normales. Das war eine grünliche Knochenfratze mit Löchern in den Wangen und dort, wo mal die Augen gesessen hatten.

Jetzt sah ich darin nur etwas Bleiches, das mit einem kalten

Schein zu vergleichen war. Ein breites Maul mit langen gelben Zähnen, ein Loch, in dem sich mal eine Nase befunden haben musste, das alles erinnerte mich in seinem Aussehen irgendwie an den Schwarzen Tod, obwohl sein Knochengerüst dunkel gewesen war.

Hinter mir stand die Frau. Vor mir sperrte das Skelett meinen Weg ab. Ich befand mich wirklich in einer verdammten Klemme und konnte mir aussuchen, welcher Feind am gefährlichsten war.

Noch hatte es die Sense nicht von seiner Schulter rutschen lassen, was mir Zeit gab, über eine Verteidigung nachzudenken. Ich stand hier zwar ziemlich verloren auf dem Hausdach, aber ich war nicht waffenlos, denn das Kreuz und auch die Beretta trug ich bei mir. Es wäre überhaupt kein Problem gewesen, die Pistole zu ziehen und auch das Kreuz hervorzuholen, aber nicht mitten auf dem Dach und auf einer verdammt schmalen Stelle. Unter mir war nicht der Halt vorhanden, der es mir erlaubt hätte, meine Pistole zu ziehen, und so konnte ich mich nur langsam bewegen.

Ich sprach nach vorn, aber meine Worte waren dabei an Sam Wilde gerichtet. »Wer ist diese Gestalt?«

»Mein Retter ...«

Schon wieder diese Antwort, mit der ich nichts anfangen konnte. »Wieso ist sie dein Retter?«

»Das geht nur mich etwas an. Aber jetzt bin ich bereit, für meine Rettung zu zahlen.«

Ich begriff zunächst nicht, was sie meinte, und blieb in den folgenden Sekunden recht still, sodass ich mich mehr auf die äußeren Umstände konzentrieren konnte.

Der Wind wehte hier oben etwas stärker als im Schutz der Hauswände. Die Luft war feucht, ohne dass Schwaden aus Dunst oder Nebel sie durchtrieben.

Ich fror, und ich merkte, dass in meinem Innern Alarmglocken anschlugen, als ich näher über die letzte Antwort nach-

dachte. Sam Wilde würde tun, was ihr Retter verlangte. Sie besaß ein Messer, und sie würde damit auch töten.

Es war ruhig geworden, und diese Ruhe wurde von einem heftigen Atemzug hinter meinem Rücken unterbrochen.

Das war Samantha gewesen, und sie besaß das Messer!

Plötzlich wurde mir einiges klar. Es blieb nicht mehr die Zeit, meine Waffe zu ziehen. Ich musste mich drehen und auf die Frau schauen, damit sie ...

Ja, ich drehte mich schnell!

Sam hatte die linke Hand mit dem Messer schon in die Höhe gerissen. Sie schrie mir entgegen, warf sich auf mich zu und rammte die lange Klinge schräg nach unten ...

Sie würde mich treffen. Sie würde mich hundertprozentig erwischen, das stand fest. Aber ich blieb nicht stehen. Auch wenn mein Halt noch so unsicher war, es gab nur die Möglichkeit, mich zur Seite zu werfen, was ich auch tat.

Schwer prallte ich gegen die feuchten Dachpfannen. Ich hörte den Wutschrei, weil mich der Stich verfehlt hatte, und merkte dann, dass die Dachpfannen keine Hände besaßen, die mich festhielten. So folgte ich den Gesetzen der Physik und rutschte auf der schiefen Ebene nach unten, die so glatt war, als hätte man sie mit Schmierseife eingerieben.

Es war kein weiter Weg bis zum Dachrand, den ich auf dem Bauch liegend zurücklegte. Aber er kam mir in diesem Fall so verdammt lang vor, weil ich alles mit einer doppelten Intensität erlebte, als wäre eine Macht dabei, meine Rutschpartie bewusst zu verlängern.

Ich breitete die Arme aus, auch die Beine. Spielte Vogel, wollte mehr Widerstand erreichen, aber ich schaffte es nicht, meinen Körper zu stoppen. Ich drehte mich wohl etwas nach rechts, das war auch alles und brachte mir nichts.

Mir schossen so viele Gedanken durch den Kopf. Nur war ich nicht in der Lage, sie voneinander zu trennen und zu analysieren. Es ging einfach nur abwärts.

Das Ende des Dachs erschien vor meinen in Panik weit geöffneten Augen. Ein Stück weiter, dann erschien zum ersten Mal die Dachrinne in meinem Blickfeld.

Konnte sie meinen Sturz lindern oder mich abfangen?

Im Kino sah das immer so leicht und locker aus, wenn es der Held im letzten Augenblick schafft. Ich würde wohl meine Probleme bekommen, mich an der Rinne festzuklammern.

Auch die Kleidung stoppte meinen Weg nach unten nicht. Ich hatte mir schon die Handballen etwas aufgescheuert aufgrund meiner vergeblichen Bremsversuche, als ich die Rinne dicht vor mir sah.

In der nächsten Sekunde würde ich kippen.

Im allerletzten Moment brachte ich es fertig, meinen Körper zu drehen, sodass ich, wenn ich fiel, nicht mit dem Kopf nach unten in die Tiefe raste.

Schräg fiel ich über die Dachkante hinweg, schlug auch um mich, spürte tatsächlich die Dachrinne unter den Fingern meiner rechten Hand und versuchte, mich daran festzuhalten.

Es klappte nicht.

Zwar wurde das Tempo meines Falls etwas gebremst, aber das Gewicht des Körpers zerrte mich nach unten, und meine rechte Hand rutschte von der Dachrinne ab.

Ich fiel.

Ich schrie. Ich schlug um mich. Es waren nur wenige Sekunden, bis ich aufprallte, und ohne es genau zu wissen, tat ich in diesen Augenblicken das Richtige.

Die Hauswand war nicht glatt. Jemand hatte Efeu und wilden Wein angepflanzt. Zähe Pflanzen, die in der Lage sind, so manches Gewicht aufzuhalten.

Meines zwar nicht, aber der Fall in die Tiefe wurde zumindest abgebremst. Ich rutschte zwar weiterhin dem Erdboden

entgegen, aber nicht mehr so glatt. Intervallweise beinahe schon. Immer wieder hielten mich die festen und zugleich dehbaren Zweige für einen Moment auf, bevor sie nachgaben und durch mein Gewicht auch von der Hauswand abgerissen wurden. Den Fall hielten sie nicht auf und ebenfalls nicht den Aufprall auf dem Erdboden.

Er traf mich doch härter als ich gedacht hatte. Zwar kam ich mit den Füßen zuerst auf, aber ich war nicht in der Lage, mich zu halten. Ich sackte nicht nur in die Knie, ich wurde zugleich auch nach vorn gewuchtet, und da befand sich die Hauswand, gegen die ich voll mit meiner Stirn schlug.

Mein Schädel zerplatzte nicht. Mir war, als würde das Weltall über meinem Kopf zusammenbrechen. Unzählige Sterne schienen aus den Tiefen des Alls hervorzuragen und vor meinen Augen zu zerplatzen.

Dass ich auf den Boden schlug und liegen blieb, merkte ich nicht mehr. Da hatte ich bereits Sendepause ...

Der Stich mit dem Messer war ins Leere gegangen, und die Spitze hatte noch über den First gekratzt. Für einen Moment sah es so aus, als sollte auch Samantha das Gleichgewicht verlieren. Dann aber schaffte sie es, sich aufzurichten und sich wieder so hinzustellen wie zuvor, auch wenn sie noch leicht schwankte.

Sie schaute nach links.

Sinclair rutschte über das Dach und hatte die Kante beinahe schon erreicht. Sam schickte ihm ein Lachen nach. Sie lachte auch, als sie seine Bemühungen sah, den Fall zu bremsen oder ihn gar zu unterbrechen.

Es klappte nicht.

Sinclair rutschte über die Kante. Selbst die Dachrinne konnte ihn nicht halten. Sie hörte noch ein Rascheln, und wenig später

drang das Echo des Aufpralls zu ihr hoch.

Erledigt, vorbei, geschafft!

Sinclair lag unten und war zumindest nicht mehr in der Lage, einzugreifen.

Die fast nackte Frau wandte sich an die Gestalt in der schwarzen Kutte. Mit ihrer schlafwandlerischen Ruhe war es vorbei, und sie begann zu zittern. Aber sie riss sich zusammen, konnte sich auch wieder halten und balancierte auf den unheimlichen Kuttenmann zu, der sie erwartete.

Sie sank gegen ihn. Er hielt sie fest, und Samantha spürte den Druck seiner Knochenarme.

Es war so wunderbar. Sie kam sich geborgen vor wie ein Kind auf dem Schoß der Mutter. Es brauchte nichts gesagt zu werden. Sie verstanden sich ohne Worte. Erst als sie den Druck der Arme nicht mehr spürte, konnte sie wieder sprechen.

»War ich gut?«

Der Unheimliche nickte.

»Darf ich weitermachen?«

Er nickte wieder.

»Dann lass mich gehen ...«

Er fasste sie an und nahm ihre rechte Hand. Fürsorglich, damit sie im letzten Moment nicht noch vom Dach rutschte. Der Weg war beiden vorgezeichnet. Sie kletterten hintereinander durch das Dachfenster auf den Speicher, und von dort war es kein Problem mehr, das Haus zu verlassen ...

»Noch einen Tee?«, fragte Shao. »Ich koche dir gern auch einen frischen.« »Nein, lass mal.«

Sie lächelte Suko zu. »Aber du würdest gern noch eine Tasse oder auch zwei trinken?«

»Woher weißt du das?« »Wir kennen uns.« »Stimmt.«

»Und warum möchtest du keinen Tee mehr?«

Bisher hatte Suko gesessen. Jetzt allerdings stand er auf und ging zum Fenster. »Um Tee zu trinken und ihn genießen zu können, brauche ich Ruhe, aber die habe ich nicht, Shao. Ich fühle mich verdammt unwohl in meiner Haut.«

Shao, die halb saß und halb auf der Couch lag, streckte ihre Beine. »Daran trägst aber nicht du die Schuld, denke ich mir.« »So ist es.« »John, nicht wahr?« »Klar.«

»Was stört dich?«

Suko steckte seine Hände in die Taschen der hellgrauen Cordhose und drehte sich wieder um. »Ich mache mir echt Gedanken um ihn.« »Bei dem Job?« »Genau.«

»Das begreife ich nicht. Er sitzt in einem Haus und muss nur auf eine schlafende Frau Acht geben.« Sie hob die Arme an. »Das ist alles sehr leicht.«

»Zu leicht.«

»Du siehst Gespenster.« »Nein, das glaube ich nicht. Ich kenne diese Fälle, bei denen alles so leicht aussieht und die sich dann in einem mörderischen Donnerwetter entladen.«

»Und ich kenne dich.« »Klar, du ...«

Sie ließ ihn nicht zu Ende reden. »Ich weiß auch, was du willst. Du willst dich in den Wagen setzen und zu ihm fahren, um zusammen mit ihm Wache zu halten.«

»Ich gebe zu, dass ich daran gedacht habe.«

»Wo ist das Problem? Tu's doch.«

Shaos Vorschlag überraschte Suko. »Du hast nichts dagegen?«

»Nein«, erwiderte sie staunend, »was soll ich denn dagegen haben?« Sie lächelte. »Es ist euer Job. Wenn du das Gefühl hast, gebraucht zu werden, setz dich in den Wagen.«

Sukos Gefühl zeigte einen tiefen Ernst. »Ob du es glaubst oder nicht, dieses Gefühl habe ich tatsächlich. Es macht mich auch unruhig, dass er sich nicht gemeldet hat.«

»Du kannst ihn ja zuvor anrufen.«

»Was meinst du, was ich vorhatte?«

Suko hob das Telefon von der Station und schaute auf das Display, auf dem sehr bald die eingespeicherte Nummer von Johns Handy erschien. Der Ruf ging durch, aber die Stimme seines Freundes hörte er leider nicht.

»Sendepause, Shao.«

»Dann fahr hin.«

»Darauf kannst du dich verlassen.

Wenn du mitwillst, dann ...«

»Nein, nein, jemand muss ja hier die Stellung halten, und darin bin ich gut.«

»Das weiß ich doch.« Er beugte sich zu ihr herab, gab ihr einen KUSS auf den Mund und hatte wenig später die gemeinsame Wohnung verlassen ...

Ich träumte, und es war ein verdammt mieser Traum, der einfach nicht aufhören wollte.

Dabei lag ich auf einem langen Dach, das kein Ende hatte. Ich rutschte in eine finstere Tiefe hinein, verfolgt von zahlreichen kleinen Teufeln mit blutroten Augen und kleinen Sensen in den Händen, die immer wieder nach mir schlugen.

Ich begann mich zu wehren. Dabei schrie ich, schlug auch um mich und wollte den kleinen Teufeln die Waffen entreißen, damit sie mich nicht verletzten oder töteten, aber auch das hatte keinen Sinn. Immer wenn ich zudrosch, dann schlug ich ins Leere, denn die Teufel verschwanden, um eine Sekunde später von neuem zu erscheinen, wobei sie abermals zuhackten.

Und dann stoppte ich doch!

Es war ein Schlag, der mich am Kopf erwischte. Und zwar von vorn und wie mit einem Brett geschlagen. Vergessen waren die Verfolger und Begleiter, denn ich hatte das Gefühl, als würde mein Schädel von einem Augenblick zum anderen zerspringen.

Irgendwo fern in meinem Gehörgang glaubte ich sogar, eine Stimme zu hören, allerdings nicht die eines Engels, sondern die eines Mannes, und sie kam mir sogar bekannt vor.

Etwas klatschte gegen meine Wangen, was auch nicht dazu beitrug, dass ich mich wohler fühlte, weil wieder Schmerzen in Intervallen durch meinen Kopf zuckten.

»Verdammst, was ist das ...?«, stöhnte ich.

»Stell dich nicht so an und werde wach. Dir ist nichts passiert. Auf deiner Stirn wächst nur eine Beule. Ansonsten gehört deine Kleidung in die Reinigung.«

Ja, jetzt war mir klar, wer das gesprochen hatte. Es war Suko, und den konnte ich beim besten Willen nicht als Engel bezeichnen, auch wenn man ihm Flügel angedrückt hätte.

Ich öffnete die Augen. Es klappte gut, und ich sah zunächst mal nichts. Wenig später schälten sich aus der Dunkelheit die ersten schattenhaften Konturen hervor, und in der größten erkannte ich meinen Freund und Kollegen, der neben mir kniete.

»Wieder da, Alter?« »Halb.«

»Ist gut.«

Ich stöhnte leicht. »Jetzt frage nur nicht, wie es mir geht, dann muss ich lachen.«

»Wie käme ich dazu?«

»Weil die Leute das in den Romanen oder Filmen immer tun.« Ich verzog das Gesicht und hob meine rechte Hand, um mit den Fingern an der Stirn entlang zu tasten.

Genau in der Mitte wuchs die Beule, und sie verriet mir auch, was mit mir passiert war. Durch die Berührung waren die Stiche noch mal stärker geworden, aber sie hatten auch die Bilder der Erinnerung zurückgeholt und ich dachte daran, dass ich verdammt viel Glück gehabt hatte. Eine Beule war nicht so tragisch. Schlimmer wäre ein Arm- oder Beinbruch gewesen, aber dem war ich entgangen.

Dem Bewuchs aus Efeu und wildem Wein am Haus hatte ich

einiges zu verdanken. Beim Sturz in die Tiefe hatte ich auch einen Teil davon abgerissen. Das Zeug lag in meiner Nähe und zum Teil über mir.

Suko, der noch immer kniete oder hockte, schaute mich besorgt an. »Ich ahne ja, was passiert sein könnte, aber wenn du es mir erzählen willst, bin ich auch nicht traurig.«

»Ich bin vom Dach gefallen.«

»Einfach so?«

»Fast...«

»Da hat jemand nachgeholfen.«

»Zwei!«

»Und wer?«

Ich gab ihm noch keine Antwort sondern streckte ihm meine rechte Hand entgegen. »Hilf mir mal auf die Beine.«

Als ich stand, schienen Suko und die Hausmauer auf mich zuzukommen, so sehr gerieten die Dinge in Bewegung. Übelkeit schoss in mir hoch, aber sie hielt sich in Grenzen. Ich war auch froh, dass ich überhaupt auf den Beinen stehen konnte, ohne zu fallen, und mir tat auch nichts so weh, dass es mich behindert hätte.

Ein Schweißausbruch erwischte mich trotzdem, aber der hielt sich ebenfalls in Grenzen. Trotz allem fühlte ich mich ziemlich angeknackst und nicht in der Lage, die beiden zu verfolgen. Erst recht keine Gestalt wie das Skelett.

Suko merkte natürlich, was mit mir los war, und machte den Vorschlag, nach Hause zu fahren.

»Nein, noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Wir müssen Samantha Wilde finden«, erwiderte ich flüsternd. »Sie ist die Person, die uns Auskunft geben kann.«

»Und du hast sie entwischen lassen?«

Diesmal musste ich lachen. »Es blieb mir nichts anderes übrig. Außerdem war sie nicht allein. Sie hatte einen tollen Helfer.«

»Doch nicht ihren Mann?«

»Nein, aber eine ähnliche Gestalt wie den Schwarzen Tod. Ein in eine Kutte eingehülltes grünlich leuchtendes Skelett, das mit einer Sense bewaffnet war.«

Suko erwiderte erst mal nichts. Hätte ich das Gleiche einer anderen Person erzählt, wäre ich wohl ausgelacht worden, aber für Suko gab es keinen Grund, mir nicht zu glauben. Er schaute mich fragend an, und ich verstand die Aufforderung.

An die Veränderung in meinem Kopf hatte ich mich zwar nicht gewöhnt, aber ich schaffte es auch, dass sie mich nicht störte, und so gab ich ihm einen Bericht.

Dabei fasste ich mich kurz und konzentrierte mich auf das Wesentliche. In der Dunkelheit war der Gesichtsausdruck meines Freundes nicht zu sehen, ich ging allerdings davon aus, dass er schon ins Staunen geriet und sich schließlich zu einem Kommentar hinreißen ließ, der besagte, dass ich jede Menge Glück gehabt hatte.

»Kannst du wohl sagen. Der Efeu und der wilde Wein haben mich gerettet.«

»Was jetzt?«

»Samantha ist ebenso verschwunden wie das Skelett. Oder hast du die beiden gesehen?«

»Nein, nein ...«, murmelte er, »das wohl nicht direkt.«

»Aber?«

»Ich weiß es nicht. Als ich ankam, da war mir, als hätte ich eine Bewegung in der Dunkelheit gesehen, aber ich kann mich auch getäuscht haben. Jedenfalls bin ich nicht in der Lage, etwas Genaues zu sagen. Und die Bewegung fand auch nur im Restlicht der Scheinwerferlichter statt. Das ist alles, John.«

»Weißt du was, Alter? Es ist am besten, wenn du mich hier draußen hocken lässt und dich auf den Weg machst, um das Haus zu durchsuchen. Ich fühle mich noch ziemlich von der Rolle und werde wohl auch nicht fahren können. Einverständen?«

»Das hatte ich gerade vorschlagen wollen. Ich freue mich ja immer so, wenn ich Skeletten gegenüberstehe. Da brauche ich nur an den letzten Fall zu denken.«

»Klar. Jeder hat eben den Spaß auf seine Art und Weise.«

»Wenn was ist, mach dich bemerkbar.«

»Geht in Ordnung.«

Ich war froh, allein gelassen zu werden, denn die verdammte Beule und ihre Folgen machten mir zu schaffen. Für mich war es auch bequemer, wenn ich mich setzte, und so ließ ich mich an der Hauswand entlang zu Boden rutschen. Meine Kleidung war sowieso schon schmutzig genug; da kam es darauf auch nicht mehr an.

Die Ruhe tat mir gut, und auch die Schmerzen im Kopf waren auf ein erträgliches Maß gefallen. Sie lenkten mich zumindest nicht von meinen Überlegungen ab, die sich natürlich um das Erlebte drehten.

Es gab zwei Personen.

Zum einen Samantha Wilde und zum anderen ein grünlich schimmerndes Skelett, das seine Gestalt durch einen dunklen Umhang oder eine Kutte verhüllte.

Beide arbeiteten zusammen. Wobei mir nicht bekannt war, in welch einem Verhältnis sie zueinander standen. Jedenfalls musste Sam Wilde diesem Monster sehr zugetan sein. Möglicherweise war sie ihm sogar hörig. Da erlebte man ja die tollsten Dinge.

Jedenfalls waren sie verschwunden, und das mit einem unbekannten Ziel.

Mir fiel auch mein ehemaliger Kollege Tim Wilde ein. Ob er von dem Doppelleben seiner Frau wusste?

Ja, im Prinzip schon, sonst hätte er mich nicht in den Fall hineingezogen. Allerdings fiel es mir schwer, mir vorzustellen, dass er in Einzelheiten eingeweiht war. Wenn er seinem nächtlichen Job nachging, frönte Samantha ihrem besonderen Hobby.

Sie und das Skelett! Die Schöne und das Monster. So neu war das nicht. Aber was verband die beiden miteinander?

Ich hätte es gern erfahren. Leider war Samantha Wilde nicht greifbar, doch ich konnte mir vorstellen, dass sie wieder in dieses Haus hier zurückkehrte, wenn die Nacht vorbei war, und dann würde ich auf der Matte stehen. Ich brauchte nur ein paar Tabletten und etwas Schlaf, denn so eine Beule warf mich nicht um.

Soweit meine positiven Gedanken.

Leider gab es noch eine andere Seite zu bedenken. Samantha Wilde und das Skelett waren im Schutz der Nacht unterwegs wie zwei Mord-Phantome. Ich ging davon aus, dass sie nicht ziellos herumstreunten sondern unterwegs zu einem Ziel waren. Da konnte es leicht zu Toten kommen, doch ich wusste nicht, wie ich das verhindern sollte.

Ich dachte daran, Tim Wilde anzurufen, aber den Gedanken verwarf ich wieder. Ich wollte ihn nicht unnötig belasten. Es hatte auch keinen Sinn, eine Fahndung in die Wege zu leiten. Wenn alles so lief wie es immer gelaufen war, dann würde ich die Frau morgen früh hier in ihrem Haus vorfinden. Wahrscheinlich konnte sie sich sogar an nichts erinnern.

Ich hörte in meiner Nähe das Geräusch von Schritten, dann tauchte Suko auf und blieb neben mir stehen. Er schüttelte den Kopf und zuckte zugleich mit den Schultern.

»Also nichts?«

»Stimmt, John. Das Haus ist leer. Ich habe auch keine Hinweise gefunden, wohin sie verschwunden sein könnten. Es sieht nicht eben positiv für uns aus.«

Ich rieb vorsichtig über mein Gesicht und wischte den Schweißfilm weg. »Dann müssen wir mal sehen, wie sich die Dinge entwickeln«, sagte ich leise und streckte Suko die Hand entgegen, damit er mich hochziehen konnte. Ich riss mich zusammen und blieb auf der Stelle stehen, wobei ich tief durchatmete.

»Sollen wir hier warten?«

»Was bringt das?«

»Keine Ahnung.«

Ich überlegte noch. »Sicher, wir könnten sie abfangen, wenn sie zurückkehrt, aber ich gehe davon aus, dass die beiden in der Nacht unterwegs sein werden und erst in den frühen Morgenstunden zurückkehren. So ist es irgendwie immer gewesen, das hat mir zumindest Tim Wilde erzählt. Seine Frau kann sich an nichts erinnern.«

»Du willst also zurück in deine Wohnung, John!«

»Nein, nicht unbedingt. Ich möchte mich nur hinlegen.«

»Das kannst du auch hier im Haus. Ich habe die Tür offen gelassen. Diesmal bist du nicht allein.«

Wenn ich richtig darüber nachdachte, war es vielleicht besser, was Suko vorgeschlagen hatte. Hätte ich normal nachgedacht, wäre ich auch zu diesem Schluss gelangt, aber die Stiche in meinem Kopf hatten mich am logischen Denken gehindert.

»Hältst du Wache?«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

»Okay, dann bin ich einverstanden, dass wir hier einige Stunden verbringen, auch wenn ich dabei ein ungutes Gefühl habe.«

»Wir können nicht einfach durch die Gegend rennen und nach ihr suchen, John.«

»Stimmt.«

»Und was ist mit Tim?«, fragte mein Freund.

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort, denn ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Suko wollte wahrscheinlich darauf hinaus, dass Tim mit drinsteckte, aber dem stimmte ich nicht zu. Warum hatte er mich sonst aufmerksam gemacht?

Ich trug meine Gedanken vor, und mein Freund nickte langsam. »So kann man es sehen«, gab er zu.

»Trotzdem bist du misstrauisch.«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich hätte meine Frau in einer derartigen Lage nicht allein gelassen. Das kannst du mir abnehmen.«

Darauf hätte ich auch selbst kommen können, aber ich war eben außen vor. »Ich könnte Tim anrufen.«

»Und dann?« Suko lächelte. »Willst du ihm erzählen, dass seine Frau dich mit ihrem Messer hat durchbohren wollen? Nein, das würde ich nicht machen.«

»Also warten wir?«

»Ist das Beste.«

So gesehen hatte er Recht. Außerdem brauchte ich eine kurze Pause, und ich nahm an, dass wir im Haus auch Tabletten finden würden, die gegen meine Kopfschmerzen halfen.

So war es dann auch. Wie bei vielen Leuten, fanden wir die Dinger im Bad. Versteckt in einem schmalen Hängeschrank hinter der Tür. Ich nahm gleich zwei, schaute mir auch die Beule im Spiegel an, die gar nicht mal so schlimm aussah, und trank noch ein Glas Wasser, um den schlechten Geschmack aus dem Mund zu spülen.

Ich hätte mich ins Schlafzimmer legen können, schreckte davor jedoch zurück und nahm stattdessen mit der Couch im Wohnzimmer vor Ieb. Suko blieb in meiner Nähe. Er machte es sich in einem Sessel bequem und würde wach bleiben, davon ging ich aus. Er war ein Mensch, der sich sehr unter Kontrolle hatte.

Die Wirkung der Tabletten sorgte nicht nur für einen Rückgang der Kopfschmerzen, sie machten mich zugleich auch müde, sodass mir die Augen wie von selbst zufielen und mich all die schweren Gedanken und Überlegungen nicht mehr störten ...

»Wie weit noch?«, fragte der kleine Mann mit der Glatze, der

im Fond des Wagens hockte.

»Wir müssen noch etwa zwanzig Minuten fahren, Sir.«

»Gut. Aber fahren Sie normal. Ich möchte nicht unbedingt auffallen.«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Robert Stratton lächelte zufrieden. Er konnte sich auf Sabin, seinen Fahrer und Leibwächter, verlassen. Seit fast acht Jahren arbeitete der Inder für ihn, und er war jemand, der keine Fragen stellte. Er schaute hin, blickte auch weg, wenn es erforderlich war, und tat ansonsten das, was man ihm auftrug.

In diesem Job musste man schweigsam sein, denn Stratton gehörte zu den Menschen, deren eigentliche Arbeit im Untergrund ablief und entsprechend gefährlich war.

Robert Stratton war Waffenhändler. Das sogar mit offizieller Genehmigung, und er hatte nicht schlecht verdient in dem oft sehr stressigen Geschäft.

Allerdings waren die Zeiten nach dem 11. September schlechter fürs Geschäft geworden. Die Katastrophe hatte die Regierungen aufgeschreckt, und so waren auch die privaten Waffenhändler ins Visier gewisser Stellen geraten.

Das fand Stratton zwar nicht so gut, aber er hatte sich vorgenommen, sein Geschäft für einige Monate ruhen zu lassen. Dass er dabei nichts verdiente, machte ihm nichts, denn in seiner Eigenschaft als Waffenhandler hatte er genug Geld verdient, sodass er eigentlich jetzt schon, im Alter von 50, bequem davon hätte leben können bis an sein unseliges Ende. Das würde er nicht in die Wege leiten, aber ein halbes Jahr Pause tat dem Mann mit der Glatze und dem schmalen pechschwarzen Oberlippenbart ganz gut.

So konnte er sich mehr seinem Hobby widmen, dem er ansonsten aus Zeitgründen wenig frönte.

Stratton liebte die Bordelle, die geheimnisvollen Treffs, in denen Dinge passierten, die das Licht der Öffentlichkeit scheuteten. Dunkle Hobbys, Magie und Sex. So etwas wie

Schwarze Messen und die Beschwörungen von Dämonen, das machte ihm Spaß. Und wenn das alles noch verbunden war mit einer wilden Orgie, dann geriet er in eine Euphorie hinein, die sich kaum beschreiben ließ. Das waren stets die Adrenalinanstöße in seinem Dasein, und da merkte er richtig, dass er noch lebte und die Dinge auch genießen konnte.

Es gab nur einen, der über sein Hobby informiert war, und das war sein Fahrer Sabin. Er war verschwiegen wie ein Grab. Auch unter Folter hätte er nichts gesagt. Er fuhr seinen Chef zu den Treffen und wartete stets in der Nähe, um ihn wieder nach Hause zu bringen.

Der Treffpunkt lag zwar in London, aber trotzdem recht abgelegen. Es führte eine recht stark befahrene Straße an dem gewaltigen Grundstück entlang, auf dem mehrere alte Häuser standen, die verkauft werden sollten, aber keine Käufer fanden, weil den Menschen das Geld nicht so locker saß.

Für eine bestimmte Villa traf das nicht zu. Ihr Verkauf stand kurz vor dem Abschluss, und Robert Stratton wusste auch, wer der Käufer war, nämlich er selbst.

Nur trat er dabei nicht in Erscheinung. Er hatte das Haus über Strohmänner erworben, die auch die Verträge aufgesetzt hatten.

Nach außen hin wollte er darin ein Pflegeheim einrichten. Der Vorwand war auch geschluckt worden, doch in Wirklichkeit lagen die Dinge ganz anders.

Auch in seinem eigenen Interesse dachte Stratton an ein privates Bordell, das ihm später eine große Rendite bringen würde, denn Exklusivität zog immer.

Natürlich würde dort nicht das abgehen, was ihm so gut gefiel, aber als Geschäftsmann musste man eben auf mehreren Hochzeiten tanzen, das war er auch gewohnt.

Sabin bog in eine schmale Seitenstraße ein, die von der Hauptstraße abführte. Links begann das große Grundstück mit den alten Villen darauf, an der rechten Seite lag das Land brach und war teilweise zu einem Parkplatz für Touristenbusse

umfunktioniert worden. Um diese Zeit und mitten in der Nacht parkte dort kein Wagen.

Sabin lenkte den Mercedes so tief in den Seitenweg hinein, dass er von der Straße aus nicht mehr gesehen werden konnte. Dann erst stoppte er, stieg aus und öffnete ein zweiflügeliges Tor, durch das er wenig später den Wagen lenkte, dann abermals anhielt, ausstieg und das Tor wieder schloss.

Es gab auf dem Grundstück keine Wege mehr zu sehen. Sie alle waren im Laufe der Zeit zugewachsen, und so musste Sabin den schweren Wagen querbeet lenken.

Er kannte sich aus. Er verzichtete sogar auf das Licht der Scheinwerfer. Bodenwellen und andere Unebenheiten störten ihn auch nicht, denn die schluckte der Wagen locker.

Stratton schaute aus dem Fenster. Es war dunkel. Die Gebüsche und niedrigen Bäume wirkten allesamt wie gespenstische Wesen, die sich in dieser Welt verlaufen hatten. Es gab kein Licht. Wer hierher fuhr, der liebte die Dunkelheit, und auch was hinter den Hausmauern abließ, scheute das Licht des Tages.

Aber es machte Spaß, und Stratton, der ständig daran dachte, leckte sich schon jetzt über die Lippen. In seinen kleinen schwarzen Augen lag das Leuchten einer wilden Vorfreude. Er würde in den nächsten Stunden einen großen Spaß haben, das war ihm versprochen worden, als er die verschlüsselte E-Mail erhalten hatte.

Er würde sich mit Miss X treffen. Sie war eine Frau, die alles kannte und nach außen hin ein völlig anderes Leben führte. Nur in der Dunkelheit tauchte sie als Miss X auf, da war sie die Königin der Nacht oder der Schattenwelt. Da gab es keine Tabus für sie, und genau das liebte Stratton.

Alles war möglich - alles ...

In dieser Nacht hatte ihm Miss X etwas Besonderes versprochen, denn er würde sie allein treffen. Diesmal war keine Gruppe da, in die er integriert wurde, und er war gespannt, was

ihm diese Miss X bieten würde.

Sie war groß, sie war blond und sie war von einer kraftvollen Schönheit, wie er es auszudrücken pflegte. Er hatte zwar schon mit ihr Kontakt gehabt, jedoch nie allein. Immer waren andere dabei gewesen, und sie war auch nur selten gekommen, immer dann, wenn sie Zeit hatte und wenn es nicht auffiel.

Stratton ging davon aus, dass die Frau verheiratet war und deshalb Rücksicht nehmen musste.

Sie faszinierte ihn. Das hatte er ihr gesagt, ein Lachen geertet, bis ihn dann diese E-Mail erreicht hatte, in der sie um ein Treffen bat. Sie hatte ihn neugierig gemacht. Er würde gern mehr von ihr erfahren, aber er konnte nicht mal ihren richtigen Namen. Selbst das Gesicht war in der schummrigen Dunkelheit nur schwer zu erkennen gewesen. Dafür kannte er ihren Körper um so besser.

Sabin fuhr jetzt langsamer, da sie sich dem Ziel näherten. Der Inder hatte den Wagen tiefer in das Grundstück hineinlenken müssen, und er stellte ihn dort ab, wo die beiden bei ihren Besuchen immer zu parken pflegten.

»Wir sind da, Sir!«

»Ja, ich sehe es.«

»Nur wir, Sir.«

»So war es abgemacht.«

Sabin stieg als Erster aus und öffnete seinem Boss die Tür, damit dieser sich aus dem Fond schieben konnte.

Jetzt war der Größenunterschied zwischen den Männern deutlich zu sehen. Einer wie Sabin hätte Stratton als Wicht bezeichnet, denn der Inder überragte ihn mehr als eine Kopfeslänge. Wie immer trug er seinen grauen Anzug, auch ein weißes Hemd und eine Krawatte mit einem dezenten Muster, aber auf seinen Turban hatte er nicht verzichtet. Selbst Stratton hatte ihn nur sehr selten ohne diese Kopfbedeckung erlebt.

Der Waffenhändler raffte den Stoffmantel vor seiner Brust zusammen und ging zwei Schritte vor, damit Sabin die Tür

hinter ihm zuschlagen konnte. Er drückte sie leise ins Schloss und schaute sich dann so auffällig um, dass es sogar Stratton auffiel.

»Was ist los, Sabin?«

»Es gefällt mir nicht, wenn ich das mal so sagen darf, Sir.«

»Und was stört dich?«

»Die Stille.«

»Die hat es hier immer gegeben.«

»Das schon, aber heute ist sie anders. Man kann sie riechen, man kann sie erschnüffeln.«

»Dann sag mir doch, wie sie ist.«

»Bedrückend, gefährlich, lauernd. Mehr kann ich Ihnen nicht erklären, Sir.«

»Aber es ist nichts zu sehen!«

»Genau, Sir, und das empfinde ich sogar als schlimm.«

Robert Stratton lachte, was nicht echt klang, sondern schon etwas beunruhigt. »Willst du mir die schönen Stunden verderben, Sabin?«

»Nein, das will ich nicht. Ich bin nur besorgt, wenn Sie verstehen. Ich will Sie nicht kritisieren, Sir, aber ich entstamme einem anderen Kulturkreis, und wir erinnern uns noch an Dinge, die hier in Europa längst verschwunden sind.«

»Was könnte das sein?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, Sir. Ich meine nur, dass keine gute Aura das Haus hier umgibt.«

Der Waffenhändler begann zu kichern. Als es ihm selbst auf die Nerven ging, presste er seine Hand vor den Mund. »Die Aura war nie gut, wenn ich das mal so sagen darf. Schließlich stehen wir hier nicht vor einem Kindergarten.«

»Sicher, Sir.«

Stratton schaute zu seinem Leibwächter hoch. »Aber die Antwort hat dich nicht befriedigen können - oder?«

»Ist meine Meinung wichtig?«

»Ja, Sabin, in diesem Fall schon. Ich habe dich angestellt,

damit du mir bestimmte Gefahren vom Leib hältst. Dazu gehören auch Warnungen. Du rätst mir also, dass ich von hier verschwinden soll?«

»Man könnte den Termin verschieben, Sir.«

»Nein, das will ich nicht. Wer weiß, wann ich je wieder die Chance bekommen mit Miss X zusammen zu sein. Ich werde in das Haus hineingehen, Sabin.«

»Ja, Sir.«

»Aber nicht allein.« Er tippte seinen Leibwächter mit der Spitze des rechten Zeigefingers an. »Nicht allein, verstehst du? Diesmal wirst du mich begleiten, das ist besser. Da fühle ich mich dann wohler und vertrauter.«

»Wenn Sie wollen, bleibe ich an Ihrer Seite.«

»Das hört sich schon besser an. Ich werde dir dann sagen, wann du wieder gehen kannst.«

»Danke.«

Robert Stratton fühlte sich wohler. Die Warnungen des Inders hatten ihn schon beunruhigt, denn er kannte den Mann lange genug, um ihn nicht als Spinner abzutun. Sabin hatte schon einen Sinn für Strömungen und Gefahren, und man durfte seine Warnungen nicht einfach zur Seite schieben. Stratton gab auch zu, dass er gefährlich lebte, doch sein Privatleben hatte er von dem beruflichen stets getrennt, obwohl er auch privat niemals ohne Waffe herumlief. Selbst jetzt steckte in seiner rechten Manteltasche ein kurzläufiger Revolver.

Von einer gewissen Entfernung her sah dem Haus niemand an, was hinter dessen Mauern ablief. Aus der Distanz gesehen wirkte es sogar recht verfallen, aber wer es sich dann genauer anschaut, der konnte feststellen, dass kein einziges Fenster fehlte, und wenn sich der Betrachter die Mühe gemacht hätte, das Glas genauer zu untersuchen, dann hätte er festgestellt, dass es kein normales Glas war, sondern ein besonders dickes.

Auch die Tür war erneuert worden. Man hatte sie auf alt getrimmt. Wer sie jedoch ohne den nötigen Schlüssel öffnen

wollte, hätte sie schon sprengen müssen, so dick war das Material.

Es gab keine Klingel, auch keine Sprechanlage. Wer das Haus betrat, der wusste Bescheid, weil er zu den Insidern gehörte, wie auch Robert Stratton.

Der Treppe folgte eine Nische. In sie war die Haustür integriert worden.

Zwei Seitenwände schirmten sie ab. Sie waren aus dunklen Steinen gemauert, aber ein Stein war besonders wichtig, denn er ließ sich bewegen.

Er befand sich an der rechten Seite, und Stratton drückte mit dem Finger dagegen.

Ein leichter Druck reichte aus, damit sich der Stein um die eigene Achse bewegen konnte. Er gab eine Öffnung frei. Darin befand sich eine Tastatur ähnlich wie bei einem Telefon. Nur zeichneten sich auf ihr sechs Zahlen ab.

Der Code wurde ständig verändert. Robert Stratton kannte ihn auswendig, er drückte die entsprechenden Zahlen, wartete einen Moment und hörte ein leises Summen.

Mit der rechten Hand stieß er gegen die Tür, die langsam nach innen schwang.

Er konnte eintreten.

Aber nicht allein, denn er winkte Sabin zu, der dicht hinter ihm stand, und so betrat Sabin zum ersten Mal in seinem Leben diese düstere Lasterhöhle.

Ein ungewöhnlicher Geruch erreichte ihre Nasen, den man hier nicht vermutet hätte. Kein Moder, keine Feuchtigkeit, es war mehr der Duft nach einem starken Parfüm, in dem noch eine süßliche Duftnote mitschwang. Hinter der Tür lag ein Flur, der sich erhellt, als Stratton auf einen Schalter drückte.

Es gab noch zwei Etagen über dem Eingang, in denen sich einige Zimmer verteilten. Hin und wieder zogen sich die Gäste in sie zurück, und sie alle glichen düsteren Lasterhöhlen, in denen das stattfand, was meistens vor der Öffentlichkeit

versteckt bleiben musste.

Stratton kannte die Räume, aber dort wollte er heute nicht hin. Miss X hatte ihm in der E-Mail erklärt, dass sie ihn unten erwartete, und deshalb blieb er auch nahe der Treppe stehen, einen Arm gegen das Geländer gedrückt.

Sabin hatte kein Wort gesprochen. Auch jetzt sagte er nichts und schaute sich nur um. Im schwachen Lichtschein waren die Gemälde an den Wänden nicht genau zu erkennen. Sie zeigten Motive aus dem Reich der Fantasie, ließen aber vordergründig eine sehr starke erotische Komponente erkennen. Fast alle Spielarten der Sexualität waren hier durchgezeichnet worden.

»Soll ich oben nachschauen, Sir?«

»Nein, das ist nicht nötig.«

»Dann kann ich mich jetzt zurückziehen und im Wagen warten?«

»Noch nicht, Sabin.« Stratton zog seinen Mantel aus, wobei ihm Sabin half und ihn dann über das Geländer hängte. »Ich möchte, dass du dich hier unten umschaust.«

»Danke. Dann werde ich sie sehen.«

»Ja.« Stratton grinste breit. »Aber du bist auch der Einzige, dem ich vertraue.«

Sabin verbeugte sich leicht. »Ich danke Ihnen, Sir.«

»Dann komm mit.«

Stratton ging vor, und sein Weg führte ihn bis an das Ende des Flurs, der sich verbreiterte und in einen sehr großen Raum auslief, der noch im Dunkeln lag.

Auch dort schaltete Stratton das Licht ein.

Es fiel aus zahlreichen Quellen an der Decke als weicher Schleier nach unten und legte sich auf die Gegenstände, die in diesem großen Raum ihren Platz gefunden hatten.

Liegeplätze. Polster in verschiedenen Größen. Mal als Sitzkissen, mal als Couch oder Diwan. Und in der Mitte befand sich ein kreisrundes Bett, auf dem eine fast nackte, blondhaarige Frau auf dem Rücken lag und gegen die Decke schaute.

»Das ist sie«, flüsterte Stratton. »Das ist Miss X ...«

In seiner Stimme hatte eine gewisse Ehrfurcht mitgeschwungen, aber auch ein Zittern der Erwartung. Er hätte nie damit gerechnet, auf diese Art und Weise empfangen zu werden. Das war mehr als er sich in seinen kühnsten Träumen ausgemalt hatte. Das war einfach phänomenal, er fand keine Worte und blieb bewegungslos mit geballten Händen auf der Stelle stehen.

Sabin hielt sich mit einem Kommentar zurück. Er redete nur, wenn er gefragt wurde, aber die Sorge in seinen Augen war nicht gewichen. So erwartungsvoll und auch harmlos alles aussah, er traute dem Frieden nicht, denn er spürte, dass dahinter eine wahnsinnige Gefahr lauerte, die sie bereits umschlungen hielt.

Die Sitze und Liegen waren mit einem dunklen Stoff bezogen. Er konnte die Farbe rot aufweisen, aber so genau war das nicht zu erkennen. Jedenfalls sahen die Möbelstücke alle sehr weich und bequem aus, was sie letztendlich auch sein mussten.

Auch hier waren die Wände bemalt. Bilder, in denen der Sex überwog, aber auch die Gewalt nicht zu kurz kam. Es war, als sollte durch diese Malereien einigen irren Menschen die Hölle schmackhaft gemacht werden.

»Na, Sabin, wie gefällt es dir?« »Es ist nicht meine Welt, Sir.« »Ja, das weiß ich«, erwiderte er schlürfend, weil er sich dabei noch die Lippen leckte, »aber es ist meine Welt, meine zweite. Du kannst jetzt gehen und im Wagen auf mich warten.«

»Sehr wohl, Sir, aber passen Sie auf sich auf.«

Stratton lachte meckernd. »Darauf kannst du dich verlassen. Nur sie und ich. Es wird der Spaß des Jahres.«

»Ich bin am Wagen, Sir.«

»Gut, dann bis gleich.« Der Waffenhändler fügte noch eine

ungeduldige Handbewegung hinzu. Ein Zeichen, dass er den Fahrer und Leibwächter endlich loswerden wollte.

Stratton blieb so lange stehen, bis die Eingangstür, die sich von innen ganz normal öffnen ließ, wieder zugefallen war, dann erst ging er die ersten Schritte auf das runde Bett zu, das praktisch den Mittelpunkt dieses Raumes bildete.

Ihm lief ein Schauer nach dem anderen über den Rücken. Miss X lag voll im Licht, dessen Weichheit über ihren fast nackten Körper fiel und ihn dabei zu streicheln schien. Sie trug wirklich nur einen knappen Slip, der soeben das Nötigste bedeckte, und Stratton ließ seine gierigen Blicke über ihren Körper gleiten.

Es gefiel ihm alles, was er sah. Der flache Bauch, die recht großen Brüste mit den aufrecht stehenden Warzen, und als er vor dem runden Bett stehen blieb, da konnte er nicht anders und musste den Kopf schütteln.

»Du bist schön, Miss X, du bist so verdammt schön. Das ... das ... hätte ich nie gedacht.«

Sie lachte. Es war ein leises Lachen, eine Lockung. Als er verstummt war, sagte sie: »Ich freue mich, dass du gekommen bist, Robert. Nur du und ich, Robert.«

»Das war so abgemacht.«

»Aber du hast noch zu viel an.« Bei diesen Worten richtete sie sich auf.

Er sah jetzt ihr Gesicht. Es war zu erkennen, obwohl es durch das Licht etwas verfremdet wirkte. Man konnte von einer herben und vielleicht auch kalten Schönheit sprechen. Zumindest war es kein Allerweltsgesicht, und das Funkeln in den Augen deutete schon auf ein tiefes und herrliches Versprechen hin.

Stratton zögerte noch. »Bleiben wir denn hier?«, fragte er, »oder gehen wir auch nach oben?«

»Das liegt an dir. Willst du dir bestimmte Filme dabei anschauen oder möchtest du in das Gefängnis ...?«

»Nein, nein, erst mal hier unten bleiben.« Der Waffenhändler ärgerte sich über sich selbst. Was er heute erlebte, war ihm noch nie widerfahren. Bisher war er es gewesen, der bei seinen Besuchen das Heft in die Hand genommen hatte. Die Frauen hatten immer das getan, was er sich vorgestellt hatte. Nun aber lief es umgekehrt. Da sagte sie ihm, was er zu tun hatte, und er fügte sich tatsächlich wie ein Pantoffelheld. Die Vorzeichen waren tatsächlich umgedreht worden.

»Mach schon, ich möchte nicht mehr lange warten.«

»Ja, natürlich ...« Er ärgerte sich weiter. Das hier kam ihm vor wie ein Arztbesuch, bei dem er sich auch ausziehen musste, um eine Untersuchung über sich ergehen zu lassen. Er kam sich plötzlich lächerlich vor, und er dachte dabei an Sabins Warnung, die er in den Wind geschlagen hatte.

Die große Vorfreude war weg. Sie hatte einem gewissen Unverständnis und Misstrauen Platz geschaffen. Es gefiel ihm auch nicht, dass die Blonde zuschaute, und so drehte er sich zur Seite, als er sich etwas überhastet auszog.

Miss X saß noch immer auf dem Bett. Sie wirkte wie eine Gestalt, die einem Traum entflohen war und sich dabei noch nicht richtig entscheiden konnte, ob die nun existent werden sollte oder nicht.

Nur mit seiner Unterhose bekleidet kam er sich noch lächerlicher vor, aber auch sie legte er ab und schaute dabei so gut wie möglich gegen die Decke, weil er Miss X nicht ins Gesicht sehen konnte, wo sich womöglich noch ein spöttischer Ausdruck abzeichnete.

Es war anders geworden. Er wurde den Eindruck nicht los, dass sich die Szenen auf dem Deckengewölbe bewegten. Männer, Frauen, Tiere und Dämonen bildeten ein gewaltiges Durcheinander, wobei keines der Motive still sein konnte.

Er zwinkerte ...

War das möglich? Bildete er sich diese Bewegungen nur ein? War er überreizt? Zu nervös und aufgeregt?

Sein Herz klopfte schon schneller, und er konzentrierte sich auch auf die Bewegungen, die wohl nur in seiner Vorstellungskraft stattfanden. Er senkte den Blick, wischte über die Augen hinweg, schaute noch mal in die Höhe und sah, dass sich dort niemand mehr bewegte und die Bemalungen so waren, wie er sie kannte.

Er wollte seinen Blick schon abwenden, als ihm noch etwas auffiel. Es war eine Figur zu sehen, die er beim ersten Hinschauen nicht bemerkt hatte. Und sie wirkte auch anders als die übrigen Motive. Sie war nicht so weich gezeichnet, sondern mit scharf konturierten Umrissen versehen, damit sie sich deutlich abhob.

Eine Gestalt, die Angst einflößen konnte. Ein Wesen, das nicht zu fassen war und für die Menschheit deshalb ein Sinnbild gesucht hatte. Eine Allegorie der Angst, denn von oben herab schaute der Tod als Skelett und bewaffnet mit einer Sense auf ihn nieder.

Er trug eine Kutte in seiner schwebenden Haltung, aber er hatte die Arme ausgebreitet, sodass er wie ein in der Luft schwebender Vogel wirkte, der für einen Moment seinen Flug unterbrochen hatte.

Die Fratze leuchtete ebenso in einem kalten Grün wie das Knochengesicht, das von der Kapuze nicht verdeckt worden war. Stratton empfand diesen Anblick als unheimlich schlimm. Schlimmer jedenfalls als die übrigen Zeichnungen.

Warum habe ich das Skelett vorher nicht gesehen?, fragte er sich. Warum nicht? Eine solche Gestalt kann man einfach nicht übersehen. Das ist unmöglich.

Er fand keine Antwort auf die Frage, aber er spürte, dass ihm ein eisiger Schauer über den Rücken rann.

»Willst du nicht zu mir kommen?«

Die lockende Stimme der Blonden unterbrach seine Gedanken. Er schloss für einen Moment die Augen, um wieder zurück in die Wirklichkeit zu finden. Als er dann seinen Blick

auf sie richtete, saß sie noch immer an der gleichen Stelle, aber sie spielte jetzt mit ihren Brüsten, um ihn zu erregen.

»Na los. Du hast es gewollt...«

»Ja, das habe ich.«

Miss X lachte. »Es hört sich aber nicht besonders erwartungsvoll an.«

So nackt wie er war, hob Stratton die Schultern. Er war kein Adonis, er konnte keinen Waschbrettbauch vorzeigen, und auch von der Körpergröße her gehörte er mehr in die unteren Etagen. »Es ist nur so seltsam«, gab er zu.

»Was ist seltsam?«

»Die Gestalt dort oben an der Decke.«

Die Hände lösten sich von den Brüsten und sanken nach unten. »Die Motive kennst du, Robert.«

»Ja, aber nicht das Skelett!«

»Da ist ein Skelett?«

Die Frage klang wie ein Hohn. Stratton ging darauf erst gar nicht ein, er blickte hoch, wollte es ihr zeigen - und hatte plötzlich das Gefühl, einen Schlag in den Magen zu erhalten und zugleich verrückt zu werden, denn die Gestalt an der Decke war verschwunden, als hätte man sie ausgeradiert.

»He, sag was!«

Der Waffenhändler senkte den Blick. Er konnte und wollte jetzt nichts sagen. Er hatte das Gefühl, irre geworden zu sein, lachte auf und schüttelte den Kopf. Er sah nicht, dass die Blonde näher an ihn heranrückte.

Erst als sie sein nacktes linkes Bein berührte, zuckte er kurz zusammen. Da hatte sie schon zugefasst und war dabei, ihn auf das runde Bett zu ziehen.

Er fiel, landete weich und spürte kurz danach den Körper der Frau auf seinem.

Er selbst lag auf dem Bauch. Die weichen Formen der Blondinen drängten sich gegen ihn. Er hörte ihre Stimme. Er vernahm das Lachen und spürte die Fingernägel der streichelnden Hände

auf seinem Rücken.

»Du brauchst nicht nervös zu werden, Robert. Es ist alles in Ordnung, mein Freund. Ich bin jetzt bei dir, und ich werde dir deinen Traum erfüllen. Du bist der Erste. Andere werden folgen, denn auch sie sollen ihr Vergnügen bekommen.«

Stratton hörte alles. Es waren Sätze, die ihn normalerweise angemacht hätten, doch in diesem Fall gab es etwas, das sich tief in seinem Körper dagegenstemmte.

Unruhe, Furcht. Die bange Frage, was noch passierte. Das Heft des Handelns war ihm aus den Händen gerissen worden, und er musste sich voll und ganz dieser Blonden überlassen, deren Hände sich auf seinem Rücken bewegten und auch von Küszen begleitet wurden.

Sie taten ihre Pflicht, denn er begann, sich langsam zu entspannen. Die Verkrampfung löste sich aus seinem Körper, auch die Angst verschwand. Jetzt nahm er die Frau auf seinem Rücken viel intensiver wahr, und eine ihrer Hände glitt zu einer Stelle hin, an der er als Mann besonders empfindlich war.

Stratton hörte sich stöhnen. Er hob den Kopf an. Dabei schaute er automatisch nach vorn und über den Rand des runden Betts hinweg. Was er sah, machte ihn fast wahnsinnig.

Direkt vor ihm stand das Skelett mit der Sense!

Er sagte nichts. Er holte nicht mal Luft, denn er war einfach nur geschockt, so etwas Schreckliches zu sehen. Es war keine Einbildung, es gab das Skelett, das er zuvor an der Decke gesehen hatte und das nun direkt in seiner Nähe stand.

Es vergingen wirklich Sekunden, bis er fähig war, sich wieder zu regen und auch einen Laut von sich zu geben. Dabei drang aus seinem Mund aber nur ein Ächzen, denn zu einem weiteren Kommentar war er nicht fähig.

»Was ist los?«, flüsterte die Blonde.

»Da, da ... vor mir ...« Stratton wollte sich auf die Seite wälzen, aber die Frau auf seinem Rücken hatte etwas dagegen. Sie hielt ihn eisern fest, sodass er in seiner Haltung bleiben musste. Allmählich dämmerte es ihm, dass Sabin Recht gehabt hatte, als er von einer Falle gesprochen hatte. Er war in eine Falle gegangen, die mit dem menschlichen Verstand und mit Worten nicht zu erklären war.

Die grüne Knochenfratze des Skeletts schaute aus dem Kapuzenausschnitt auf ihn nieder. Er sah dieses breite Maul, das ihn anzugrinsen schien, und las darin ein fürchterliches Versprechen. Zum ersten Mal in seinem Leben machte er sich Gedanken über seinen Tod, der bereits im wahrsten Sinne des Wortes seine Knochenklaue nach ihm ausgestreckt hatte.

Plötzlich begann er zu zittern. Der kalte Schweiß war aus den Poren gedrungen und hatte sich auf seinem Körper festgesetzt. Er steckte in der Falle und hörte hinter sich das leise Lachen, bevor es von der Stimme abgelöst wurde.

»Natürlich sehe ich es, Robert. Es ist gekommen.

Es ist immer bei mir. Es ist mein Freund und Beschützer, verstehst du? Es hat mich gerettet, und nun tue ich ihm einen Gefallen ...«

»Nein, das ist...«

»Pst...«

Er blieb tatsächlich still. Die Zeit dehnte sich. Der Schweiß wurde kalt, weil Stratton so fror, und der Druck auf seinem Rücken ließ nicht nach, sodass es für ihn unmöglich war, sich zu befreien. Miss X war immer stärker als er.

»Soll ich dir meinen richtigen Namen sagen, Robert? Willst du ihn hören?«

»Nein, will ich nicht.«

»Du hast Angst, wie?«

»Ja.«

»Ich sage ihn dir trotzdem. Ich heiße Samantha. Samantha Wilde. Und jetzt bist du der erste Gast hier, dem ich meinen

Namen gesagt habe. Aber du wirst damit nichts mehr anfangen können ...«

Er begriff, aber er wollte nicht verstehen und ruckte so gut wie möglich von einer Seite auf die andere. »Lass mich jetzt gehen. Ich ... ich ... habe mich geirrt. Ich will nicht mehr und...«

Seinen Satz unterbrach er in der Mitte, denn er hatte plötzlich etwas gespürt. An seinem Rücken wurde ein spitzer Gegenstand auf seine Haut gepresst. Er hinterließ einen leichten Schmerz, und sicherlich war schon Blut aus der kleinen Wunde getreten.

Sofort lag er still!

Wieder flüsterte ihm Samantha etwas zu. »Weißt du, was das ist, mein Freund?«

»Nein, nein ...«

»Es ist die Spitze eines Messers, die genau auf deinem Rücken steht. Das Messer ist perfekt, ich liebe es, und es ist auch mein Beschützer. Rate mal, was ich jetzt mit dir mache ...«

»Bitte nicht, nein!« Er kreischte, er bäumte sich auf, aber das nutzte ihm nichts, denn Samantha hatte die Klinge angehoben, zielte genau und stieß dann treffsicher und mit großer Wucht zu.

Der Schmerz war so schlimm, dass er den Schrei erstickte. Als Samantha die Klinge aus der Wunde zog, war Robert Stratton schon tot...

Mich hatte der Schlaf übermannt, aber er dauerte nicht Stunden, denn ich erwachte zwischendurch und hatte das Gefühl, zwei klebrige Augen öffnen zu müssen.

Die Tabletten hatten zwar geholfen, aber in meinem Kopf war trotzdem noch ein dumpfes Gefühl vorhanden, und für den Geschmack in meinem Mund fand ich keinen vergleichbaren

Ausdruck.

Die verklebten Augen hatte ich zwar geöffnet, fand mich aber trotzdem nicht zurecht und stellte nur fest, dass ich mich nicht in meiner eigenen Wohnung befand, sondern in einem fremden Raum, der nur spärlich erhellt war.

Auf meinen Lippen lag ein trockenes Zeug, die Hüfte tat mir weg, der Rücken ebenfalls, aber das kam wohl daher, weil ich auf der Couch nicht so gut gelegen hatte wie in meinem Bett.

»Wieder da?«

Ich blinzelte und schaute dann in die Richtung, aus der ich die Stimme gehört hatte. Suko saß dort im Sessel, hatte die Beine ausgestreckt und nickte mir zu. Ich stellte noch fest, dass er Rollen vor die Fenster herabgelassen hatte.

»Nicht so ganz«, sagte ich.

»Aber du hast dich gemeldet.«

»Das musste sein.«

»Soll ich dich fragen, wie du dich fühlst?«

»Besser nicht.« Ich wollte nicht mehr in meiner liegenden Haltung bleiben und richtete mich auf.

»Wie geht es deinem Kopf?«

Ich grinste schief und sagte: »Er ist noch dran. Was will man mehr?«

Danach stand ich auf und stellte dabei fest, dass mir einige Knochen und auch verschiedene Stellen am Körper wehtaten. Es waren die Folgen meines Abrutschens an der Hauswand entlang nach unten.

»Wo willst du hin?«

Ich stemmte die Hände in die Seiten und bog den Rücken durch. »Du glaubst nicht, was ich für einen Brand habe. In meiner Kehle liegt die halbe Wüste Gobi. Ich habe einen wahnsinnigen Durst. Werde mal im Kühlschrank nachschauen.«

»Tu das.«

Bevor ich mich auf den Weg zur Küche machte, stellte ich

noch eine Frage: »Wie spät ist es eigentlich?«

»Eine halbe Stunde nach Mitternacht.«

»Und Samantha ist noch nicht gekommen?«

»Dann hätte ich dich geweckt.«

»Hat sich ihr Mann gemeldet?«

»Nein, auch nicht.«

Ich winkte ab. »Der hat auch die Nacht über zu tun und glaubt, dass seine Frau sich bei mir in guten Händen befindet. Wie man sich doch irren kann.«

»Du sagst es.«

Für mich war die Unterhaltung zunächst beendet. Mit recht steifen Schritten bewegte ich mich durch das geräumige Wohnzimmer auf die Tür zu und betrat wenig später die Küche. Diesen Raum sah ich zum ersten Mal. Er unterschied sich nicht viel von anderen Küchen, die ich kannte, zumal das, was ich in der Dunkelheit erkannte.

Den Kühlschrank fand ich auch ohne Licht, zog die Tür auf, es wurde hell, und ich ließ meinen Blick durch das Innere schweifen. Hunger verspürte ich keinen, mich interessierte nur das Trinkbare, und die Flaschen fand ich in der Tür.

Mit Mineralwasser gefüllte Kunststoffflaschen verschiedener Größe. Ich nahm eine große und eine kleine Flasche mit, schloss die Tür wieder und trank noch in der Küche einen kräftigen Schluck aus der großen Flasche. Zum Glück enthielt das Wasser nicht so viel Kohlensäure. Ich trat danach an das kleine Fenster und schaute auf den äußeren Bereich des Eingangs, sprich Vorgarten.

Er lag so still unter der Dunkelheit der Nacht wie auch die übrige Gegend. Eine Minute ließ ich mir Zeit, dann zog ich mich wieder zurück und ging zu Suko.

Ich stellte ihm die kleine Flasche auf den Tisch und schaute ihn dabei fragend an.

»Gab es keinen Hinweis auf eine Rückkehr?«

»Nicht den geringsten.«

Ich ging hin und her, um meine Muskeln wieder geschmeidiger zu machen. »Wir haben jetzt nach Mitternacht. Mein Gefühl sagt mir, dass Samantha bald hier auftauchen wird.«

»Mit oder ohne ihren Sensenmann?«

»Hoffentlich mit.«

»Und was würde das bringen?«

»Ich habe mit ihm noch eine nicht zu geringe Rechnung offen, das darfst du nicht vergessen.«

»Okay, dann warten wir.«

Ich wollte mich wieder hinsetzen, als sich plötzlich das Telefon meldete. In der Stille hörte sich das Klingeln drei Mal so stark an wie gewöhnlich.

Da ich dem Apparat näher war, hob ich ab, was ich sowieso getan hätte, denn ich hielt mich ja offiziell allein als fremde Person in diesem Haus auf. Dass Samantha anrufen würde, damit rechnete ich nicht, und ich hatte mich auch nicht geirrt.

Es war ihr Mann.

Seine Stimme klang gehetzt, als stünde er unter einem schweren Druck. »Ist alles bei dir ... äh ... bei euch okay, John?«

Ich konnte Tim Wilde alles sagen, nur nicht die Wahrheit. Die hätte ihn zu hart getroffen. Auch bemühte ich mich, meiner Stimme einen normalen Klang zu geben, was ich auch schaffte. »Ja, Tim, hier ist alles in Butter.«

Er traute mir noch nicht ganz. »Auch mit Samantha?«

»Sie schläft.«

Ich hörte, dass er aufatmete. Also hatte er mir die Lüge abgenommen. »Wunderbar, John. Ich hatte eigentlich vor, zu kommen, aber mein Job hält mich fest. Du glaubst gar nicht, wie pingelig gewisse Firmen geworden sind. So gefragt waren wir Sicherheitsleute noch nie. Aber du wirst es packen, das weiß ich.«

Nur dauert es eben bei mir noch eine Weile, bis ich nach Hause kommen kann.«

»Lass dir Zeit, Tim.«

»Okay, ich muss Schluss machen. Da hebt sich gerade eine Schranke.

Noch eine spezielle Frage. Ich hatte vergessen, dir zu sagen, dass Sam hin und wieder im Schlaf aufgestanden ist. Wie sieht das jetzt bei ihr aus? Hast du das auch erlebt?«

»Nein, Tim, bisher nicht. Samantha liegt in ihrem Bett und schläft. Ich hoffe, dass es so bleiben wird. Und wenn nicht, habe ich ein besonderes Auge auf sie.«

»Danke.« Wilde klang wirklich erleichtert. »Danke dir, John. Da habe ich doch die richtige Entscheidung getroffen, glaube ich.«

»Gut, dann zieh deinen Job durch.«

Ich war sehr nachdenklich, als ich den Hörer wieder zurücklegte. Verdammter Mist, ich hatte Tim Wilde einfach nicht die ganze Wahrheit sagen können. Das war unmöglich. Er hätte möglicherweise durchgedreht und wer weiß was alles getan. So jedenfalls war niemand da, der uns störte.

Ich setzte mich wieder hin. Zwar waren die Schmerzen aus meinem Kopf verschwunden, aber ein dumpfes Gefühl hatte sich stattdessen ausgebreitet, das auch mein Denken beeinflusste. Jedenfalls fühlte ich mich nicht besonders toll und war auch froh, dass ich nicht allein war und ich mich auf Suko verlassen konnte.

»Sie kommt zurück«, sagte ich zu ihm. »Ich bin mir völlig sicher, dass Samantha wieder nach Hause zurückkehrt. Sie wird sich ins Bett legen, aus ihrem Zustand erwachen, wenn es soweit ist, und sie wird sich an nichts erinnern können.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Und was ist in der Zwischenzeit geschehen?«

Ich zuckte die Achseln. »Frag lieber, was geschehen sein könnte. Davor fürchte ich mich.«

»Tote ...«

Ich legte den Kopf zurück und schloss die Augen. »Ja, Suko,

das steht zu befürchten ...«

Sabin gehörte zu den Menschen, die Gefahr rochen und spürten. Er war sehr sensibel, was dies anging. Auch jetzt, als er in seinem Wagen saß, hatte er das Gefühl, von einer Gefahr umgeben zu sein wie von einer Glocke. Sie war nur nicht zu sehen. Sie manifestierte sich nicht. Sie hatte keine Gestalt angenommen, und genau das ärgerte ihn und machte ihn zusätzlich nervös.

Er war nicht der Mensch, der seinem Boss Ratschläge zu erteilen hatte. In diesem Fall hätte er es gern getan, aber er war es gewohnt, sich zurückzuhalten. Keine Kommentare. Dafür die Augen offen halten und die Umgebung beobachten.

In der tat sich nichts. Das Haus lag in absoluter Ruhe. Am Eingang blieb die Tür geschlossen. Alles, was passierte, geschah jenseits der Mauern.

Lust und Laster. Sex in allen Variationen. Spiele, die auch gefährlich werden konnten. Man ließ sich gehen, ließ seinen Trieben freien Lauf, riss sich eben nicht zusammen, verlor die Beherrschung, kehrte das Dunkle der Gefühle nach außen, und das genau verstand Sabin nicht. Er kam aus einer anderen Kultur. Man hatte ihm Regeln beigebracht, und danach richtete er sich auch in der Fremde.

Er war Robert Stratton treu, auch wenn er mit dessen Verhalten nicht einverstanden war. Nur waren das wiederum zwei verschiedene Paar Schuhe. Wenn sein Chef wollte, dass er vor der Tür blieb, dann tat er das, und es war nicht neu für ihn.

Er wollte nicht länger im Wagen bleiben und stieg aus. Eine Stadt wie London schließt auch in der Nacht nicht. Die Geräusche waren immer zu hören, nur schienen sie jetzt hinter einem Vorhang verborgen zu sein, denn die wenigen, die noch übrig waren, drangen nur als fernes Summen an die Ohren des

Inders.

Er roch das schon leicht faulig gewordene Laub, er nahm den feuchten Geruch des Erdbodens wahr. Es war die Zeit, in der sich erste Dunstschleier bildeten und über dem Erdboden ausbreiteten. Noch störten sie nicht. Erst in den Morgenstunden würden sie sich zu herbstlichen Nebelschwaden verdichten.

Der Leibwächter hatte seinen Platz vor der Kühlerhaube des Mercedes gefunden. Dort stand er unbeweglich wie eine Statue. Es bewegten sich nur seine Augen, und es blieb weiterhin so ungewöhnlich still um die Mauern herum. Sie schluckten jeden Laut. Selbst Schreie würde er nicht hören. Am liebsten wäre er hineingegangen, nur kannte er den Zahlencode nicht, um die Tür zu öffnen.

Die Umgebung in der Nähe des Hauses wirkte ungepflegt. Das Gras hatte ungehindert wachsen können. Es hatte sich niemand gefunden, der es mähte oder altes Laub wegräumte. So hatte die Natur wuchern können.

Die Gefahr war da. Sie stammte nicht von den manchmal zu vernehmenden leisen Geräuschen, wenn irgendwelche Tiere versteckt durch das Laub huschten, sie lauerte mehr im Unsichtbaren und lag wie ein schwerer Druck in der Umgebung.

Sabin schlenderte jetzt in der Nähe des Hauses entlang. Er spürte das Kribbeln auf seinen Händen und auf dem Rücken. Es war etwas geschehen. Das hatte er zwar nicht gesehen, aber er spürte es deutlich.

Dann blieb er stehen.

Ein Geräusch hatte ihn gestört. Er befand sich an einer Stelle, von der aus die Tür nicht einsehbar war, aber aus dieser Richtung hatte ihn das Geräusch erreicht.

Aus diesem Grunde ging er den Weg wieder zurück, um den Beobachtungsposten an seinem Fahrzeug einzunehmen.

Seine Augen weiteten sich. Er war genau im richtigen Moment zurückgekehrt, denn jetzt bekam er mit, dass die Tür von

innen aufgezogen wurde. Sehr langsam. Obwohl er die Person noch nicht sah, die das Haus verließ, war ihm klar, dass es nicht sein Chef war. Der ging anders, wenn er zurückkehrte.

Die Person, die dort kam, verhielt sich vorsichtiger. Wie jemand, der erst schauen wollte, was nahe des Hauses ablieft.

Es war die Frau!

Und sie war nackt!

Sabin wollte es zuerst nicht glauben. Er schüttelte sogar den Kopf, denn er konnte sich keinen Reim darauf machen. Er kannte auch den Grund nicht, er würde ihn nicht akzeptieren, aber die Person trug tatsächlich so gut wie nichts am Leib. Nur ihre Scham war durch eine Hose oder ein Tuch bedeckt.

Für einen Moment hatte Sabin gehofft, seinen Chef hinter der Frau zu sehen. Den Gefallen wurde ihm leider nicht getan. Die Tür fiel langsam wieder zu, ohne dass Stratton erschienen war.

Sabin wartete. Aber er war auf der Hut, auch wenn er starr auf dem Fleck stand und sich nicht bewegte. Er spürte es kalt seinen Rücken hinabrieseln. Eine Gefahr war nicht zu sehen, für ihn allerdings zu spüren, und sie ging von der Blonden aus, die Sabin gesehen haben musste, sich davon jedoch nicht abhalten ließ, die Nähe des Hauses zu verlassen und auf ihn zuzugehen.

Es war dunkel. Der Inder sah nicht viel von ihr. In der rechten Hand hielt sie einen Gegenstand fest, den Sabin nicht identifizieren konnte. Er ragte aus der Hand hervor und zeigte nach unten. Es war keine Schusswaffe.

Die Blonde ging weiter. Sie wollte zu ihm und blieb schließlich vor ihm stehen.

Beide schauten sich an.

Die Nacktheit der Frau ließ Sabin kalt. Aber er spürte sehr deutlich, dass etwas Bestimmtes von ihr ausging, das er persönlich nicht erfassen konnte. Es war die Aura vorhanden, und sie konnte durchaus eine gewisse Gewalt beinhalten.

»Er ist tot«, sagte sie.

Sabin erwiderte nichts, obwohl er überrascht war. Er schloss nur für einen Moment die Augen, fühlte die Leere in sich, das war auch alles.

»Hast du gehört?«

»Ja.«

»Auch du wirst sterben!«

Selbst diese Drohung ließ ihn äußerlich unbeeindruckt. Er fragte nur: »Hast du ihn getötet?«

»Habe ich.« Samantha bewegte ihren rechten Arm und hob ihn so weit an, dass der Inder das Messer mit der langen Klinge jetzt besser erkennen konnte. Das Metall zeigte einige dunkle Flecken. Da wusste er, dass es das Blut seines Chefs war.

»Warum hast du ihn getötet?«

»Ich musste es tun. Ich musste meine Dankbarkeit zeigen.«

»Dankbarkeit - wem gegenüber?«

Sam lächelte. »Es ist zu persönlich, um es dir zu erklären, aber ich kann dir sagen, dass er auch dich will. Nicht nur Robert, auch du bist an der Reihe.«

Sabin blieb noch immer die Ruhe selbst, als er erklärte: »Du wirst es nicht schaffen, mich zu töten. Ich bin darauf gefasst und ...«

»Ich will es auch nicht.«

Die Antwort alarmierte ihn. Sabin ahnte, dass er in eine Falle geraten war. Plötzlich war die Person vor ihm nicht mehr wichtig, sondern seine Umgebung und wahrscheinlich die hinter seinem Rücken. Er drehte sich herum - und sah die Gestalt.

Schwarzer Umhang. Grünlich leuchtendes Knochengesicht. Knochenhände, die den Griff einer Sense umklammert hielten. Der Inder befand sich lange genug in Europa, um sich mit Symbolen auszukennen. Und das Symbol der Sense war ihm verdammt gut bekannt.

Aus der Knochenfratze strahlte ihm nur Grausamkeit entgegen, und dann hörte er hinter seinem Rücken den zischenden

Atemzug.

Es war eine Warnung, aber sie kam selbst für ihn zu spät. Er hatte den Augenblick der Überraschung noch nicht verdaut, als Samantha Wilde zum Stoß aufholte.

Eine Chance gab es für den Inder nicht. Die Blonde hatte ausgeholt und eiskalt zugestochen.

Aus seinem weit aufgerissenen Mund drang ein Gurgeln. Die Arme wurden schwer, und in seinem Rücken nahmen die Schmerzen noch mal zu, denn die Frau hatte wieder zugestochen.

Sabin taumelte nach vorn. Er bewegte sich direkt auf das Heck des Wagens zu. Sein Blick war dabei noch klar. So sah er das unheimliche Skelett auf dem Wagendach stehen wie ein Wächter, der das Tor zur Hölle bewachte.

Dann fiel er.

Als Sabin schwer auf die Haube krachte, da war die Welt bereits in einem blutroten Nebel versunken und das Leben aus seinem Körper gewichen.

Das Mord-Phantom hatte sein Etappenziel erreicht!

Ich hatte mich in den Sessel zurückgezogen und war wieder eingeneckt. Ein ruhiger Schlaf konnte es nicht werden, dazu war ich innerlich einfach zu aufgeputscht. Deshalb schreckte ich zwischendurch immer wieder hoch, schaute mich um, sah Suko, dessen Anwesenheit mich irgendwie beruhigte, und ich trank auch hin und wieder einen Schluck Wasser, denn in der Flasche befand sich noch genug.

Beim dritten Erwachen fühlte ich mich fitter. Zwar nicht unbedingt im Kopf, am Körper gab es auch einige blaue Flecken, aber mein allgemeiner Zustand hatte sich verbessert, und ich holte zunächst einmal tief Luft, was auch Suko auffiel. Er drehte sich zu mir um.

»Wieder da?«

»Muss ja sein.« Ich setzte mich auf und fuhr durch mein Haar. »Wie spät ist es?«

»Kurz nach zwei Uhr.«

»Glaubst du noch daran, dass sie kommt?«

»Das wollen wir doch hoffen. Wo soll sie denn hin?«

»Da hast du auch wieder Recht.«

Ich stand auf, weil ich meinen Knochen Bewegung gönnen wollte. Etwas schwerfällig zunächst, aber dann immer besser, bewegte ich mich durch das Wohnzimmer, ging mal zum Fenster, dann wieder zurück und schlug auch den Weg zur Tür ein, um in den Flur zu gelangen. Ich wollte zumindest vor das Haus schauen, um zu erfahren, ob sich dort etwas getan hatte. Neben der Tür befand sich ein kleines quadratisches Fenster in der Wand, dessen Scheibe leicht beschlagen war.

Statt des Fensters zog ich die Tür auf, denn so hatte ich mehr Platz, um nach draußen zu schauen.

Um diese Zeit war einfach alles still. Ich hörte weder Stimmen, noch die Geräusche von Automotoren.

Aber es gab doch jemand. Es war schon gut, dass ich kurz nach links geschaut hatte, denn plötzlich sah ich genau dort die Bewegung. Da kam jemand.

Noch war diese Person für mich nicht mehr als eine schattenhafte Gestalt. Da sie nicht stehen blieb und sich in Richtung des Hauses bewegte, konnte ich sie bald besser erkennen und stellte fest, dass die Person eine blonde Frau war. Sekunden später nahm ich wahr, dass sie keinen Fetzen Kleidung am Körper trug oder nur einen Slip.

Es war Samantha Wilde!

Ich zog mich zurück, schloss die Tür nicht und huschte in das Wohnzimmer, in dem Suko sich aufhielt.

Er setzte die Flasche ab, aus der er getrunken hatte, als ich das Zimmer betrat. Eine Frage brauchte er mir nicht zu stellen, er sah mir auch so an, dass etwas passiert war, und ich platzte

mit der Botschaft heraus.

»Samantha kommt!«

»Wunderbar.«

»Das weiß ich nicht, ob man das so sagen kann.«

»Okay. Soll ich bleiben?«

»Nein, Suko, versteck dich. Aber nicht hier im Zimmer. Vielleicht in der Küche. Du wirst schon hören, wenn hier etwas passiert. Am besten, du hältst Augen und Ohren offen.«

»Okay.« Er warf mir noch einen besorgten Blick zu. »Denk daran, dass du nicht hundertprozentig fit bist. Und dieses Weib ist verdammt gefährlich.«

»Das weiß ich.«

Suko verließ den Raum. Ich blieb zurück und fühlte mich fast wieder top. Das Erscheinen der Frau hatte für mehrere Adrenalinanstöße in meinem Kopf gesorgt, sodass ich mich wieder ganz und gar auf der Höhe fühlte.

Stehen bleiben oder sitzen?

Ich entschied mich für die lockere Variante und rückte einen Sessel so zurecht, dass ich die Tür beobachten konnte. Meine Gedanken glitten wieder zurück. Ich hatte die Frau gesehen, aber sie war allein gewesen und ohne das unheimliche Skelett gekommen. Das besagte allerdings nichts. Ich konnte mir gut vorstellen, dass der Unheimliche sie nicht allein gelassen hatte und als Rückendeckung irgendwo im Hintergrund lauerte.

Noch war es still, denn auch Suko verhielt sich so, dass ich nichts von ihm hörte.

Sekunden verstrichen. Die Spannung in mir wuchs, und sie verstärkte sich noch, als ich von der Haustür her Geräusche hörte. Da die Tür zum Wohnzimmer nicht geschlossen war, gab es auch hier nichts, was diese Geräusche aufhielt.

Jemand kam.

Ich konzentrierte mich auf die Schritte. Sie verursachten kaum Geräusche, denn Samantha trug wohl keine Schuhe. Da war nur ein leises Tappen zu vernehmen.

Dann war sie da.

Die Tür stand nicht weit genug auf. Sie drückte dagegen, bekam den nötigen Platz und betrat das Zimmer.

Einen Schritt ging sie, dann blieb sie stehen und drehte sich so, dass sie mich anschauen konnte.

»Hallo, Samantha«, sagte ich leise ...

Ich wusste nicht, ob ich mich richtig verhalten hatte. Es wäre unter Umständen besser gewesen, sie nicht anzusprechen, aber jetzt war es zu spät, und so wartete ich gespannt auf ihre Reaktion und ob überhaupt etwas geschah. In mir baute sich auch die Frage auf, ob Sam Wilde noch als Schlafwandlerin unterwegs war und alles Erlebte nach dem Erwachen wie einen bösen Traum empfand. Es konnte auch sein, dass meine Stimme sie aus ihrem Zustand hervorgerissen hatte, sodass sie plötzlich durchdrehte, denn etwas gefiel mir gar nicht.

In der rechten Hand hielt sie noch immer das Messer mit der langen Klinge, durch die ich ebenfalls hätte sterben sollen. Auch wenn die Beleuchtung nicht eben optimal war, so fiel mir doch auf, dass sie das Messer inzwischen benutzt hatte. Ich brauchte nicht viel Fantasie, um mir vorzustellen, dass ein Mensch sein Leben verloren hatte.

All die Gedanken und Vermutungen waren mir in wenigen Sekunden durch den Kopf geschossen. In einer Zeitspanne, in der ich längst eine Antwort hätte bekommen können, aber sie hatte mir nichts gesagt. Es war kein Wort über ihre Lippen gedrungen, und auch beim Weitergehen sagte sie nichts.

Sie ging zum Tisch. Dort stand die Wasserflasche. Nach dem letzten Schluck hatte ich den Verschluss nicht wieder auf die Öffnung gedreht. Sam nahm die Flasche hoch und trank. Dann stellte sie sie wieder ab.

Ich hatte sie genau beobachtet und fragte mich, ob das tat-

sächlich die Bewegungen einer Schlafwandlerin gewesen waren. Ich kannte mich auf diesem Gebiet nicht besonders aus, dachte aber daran, dass sich Menschen in einer derartigen Lage immer langsamer bewegten als normal.

Sie blieb in der Nähe des Tisches stehen. Mich hatte sie nicht vergessen, deshalb drehte sie sich wieder zu mir. Möglicherweise erhielt ich jetzt eine Antwort, aber Samantha blieb stumm wie ein Fisch.

Sie schaute mich nur an. Der rechte Arm hing locker nach unten. Sie umklammerte den Griff der Waffe, deren Spitze genau auf mich zielte, ohne dass sie eine Gefahr brachte.

»Darf ich fragen, wo du gewesen bist?«

Sie hatte mich gehört, aber ihre Reaktion nahm schon eine gewisse Zeit in Anspruch. Ich bemerkte, dass sie nachdachte, und versuchte, mich auf den Ausdruck ihrer Augen zu konzentrieren, was bei diesen Lichtverhältnissen nicht einfach war.

War der Blick verschwommen? War er in sich gekehrt? Ich fand es nicht heraus, weil ihr Gesicht von der Helligkeit nur gestreift wurde.

»Ich habe meine Dankbarkeit bewiesen.«

Mit einer derartigen Antwort hatte ich nicht gerechnet und deutete ein Kopfschütteln an.

»Dankbarkeit...?«

»Ja.«

»Wem bist du dankbar gewesen?«

»Dem Tod ...«

Wieder eine Antwort, mit der ich nichts anfangen konnte, aber ich spürte es kalt den Rücken hinablaufen. Dass jemand dem Tod dankbar war, hatte ich auch noch nicht erlebt. In diesem Fall konnte es nur der Tod sein, der auch Gestalt angenommen und den ich auf dem Dach des Hauses gesehen hatte.

»Wie kann man dem Tod dankbar sein?«

»Ich bin es.«

Auch jetzt hatte sich der Klang ihrer Stimme nicht verändert. Die Antwort war weiterhin so monoton und irgendwo leiernd gesprochen worden. Ich schaute sie mir an und stellte fest, dass ihre Füße und auch ein Teil ihrer Beine verschmutzt waren. Sie war unterwegs gewesen, aber bestimmt nicht allein.

»Was hat der Tod für dich getan?«

»Er hat mich gerettet. Der Tod hat mich vor dem Tod gerettet.«

Eigentlich eine simple Aussage, aber trotzdem schwierig für mich, sie zu interpretieren. Der Tod rettete jemand vor sich selbst? Das war nicht alltäglich, das war auch nicht leicht zu begreifen, aber ich wusste auch, dass mich die Frau nicht angelogen hatte. Nicht in ihrem Zustand.

»Wie kann das sein, Sam? Willst du mir das nicht erklären?« Ich sprach mit ihr wie mit einer alten Freundin, und ich sah auch, wie sie die Stirn runzelte.

»Es ist schon lange her, sehr lange ...«

Ihre Antwort gab mir Mut, denn sie ließ den Schluss zu, dass sie weiterreden wollte.

»Warst du ein Kind?«

»Nein, später.«

»Ein Teenager ...?«

»Ja.«

»Und da wolltest du sterben?«

»Das wollte ich«, erklärte sie flüsternd und blieb dabei unbeweglich stehen. Auch in ihrem Gesicht rührte sich nichts. Selbst bei diesem Licht war ihr maskenhaftes Aussehen nicht zu übersehen. »Es war so eine schlimme Zeit«, fuhr sie fort. »Es gab niemand, der mich richtig verstand, und da habe ich mich an einem Abend in meinem Zimmer eingeschlossen und ein Messer mitgenommen.«

Als sie eine Pause einlegte, stellte ich die nächste Frage.
»Damit wolltest du dich töten?«

»Das hatte ich vor.«

»Wie denn?«

»Die Adern«, erklärte sie monoton. »Ich wollte mir einfach die Pulsadern aufschneiden, was aber nicht so einfach war, denn ich spürte die Schmerzen, die wahnsinnigen Schmerzen, und ich sah schon das Blut aus den Wunden rinnen. Es sah aus wie zwei rote Armreifen, und die Schmerzen wurden stärker, immer schlimmer. Ich verlor Blut, aber ich schnitt weiter, bis ... bis ...«, sie verstummte plötzlich, schnappte nach Luft und hatte jetzt Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Es sah aus, als würde sie fallen, aber sie konnte sich fangen und blieb weiterhin an der gleichen Stelle stehen.

Ich wartete, bis sie sich gefasst hatte und sprach sie dann wieder an. Sehr leise und auch beruhigend hörte sich meine Stimme an. »Aber du hast dich nicht umgebracht. Du hast es nicht geschafft. Sonst könnten wir jetzt nicht miteinander sprechen.«

»Ich wurde gerettet.«

»Durch ihn?« Das bestimmte Wort hatte ich nicht ausgesprochen, denn das sollte sie mir selbst sagen, und sie hielt damit auch nicht hinter dem Berg.

»Der Tod kam. Er rettete mich. Ich hörte ihn sprechen. Er sagte zu mir, dass die Zeit noch nicht reif genug sei, um zu sterben. Dass ich noch gebraucht werde. Nicht heute, nicht morgen, auch nicht übermorgen, aber in einer späteren Zeit. Er würde sich wieder bei mir melden, und ich habe ihm gehorcht.«

Das war schon ein starkes Stück, was ich da zu hören bekommen hatte und zunächst verdauen musste. »Dann bist du also vom Tod persönlich besucht worden?«

»Er kam zu mir.«

»Wie sah er aus?« Ich ahnte die Antwort im Voraus, wollte sie aber trotzdem von ihr hören.

»Er war der Knochenmann mit der Sense. Er war eingehüllt in die Kutte. Sein Gesicht bestand aus Knochen, die so grünlich

leuchteten. Er hätte bestimmt allen Angst gemacht, aber ich hatte keine Angst vor ihm. Er ist ja mein Freund gewesen, und er hat mich gerettet. Er gab mir das Leben zurück, das schon aus mir herausgeflossen war. Deshalb bin ich ihm dankbar. Er hat mich auch nie verlassen, und ich hatte ihm auch versprochen, dass ich ihm ewig dankbar bin, und daran hat er sich erinnert.«

»Wann?«

»Jetzt. Er kam zu mir. Es war so wunderbar. Er kam in der Nacht und hat mich an seine Hand genommen und weggeführt. Ich habe dann alles getan, was er wollte. Der Tod ist zu einem wirklichen Freund von mir geworden.«

»Jetzt habe ich es verstanden, Sam«, sagte ich, »aber ich muss dich trotzdem noch etwas fragen.«

»Nein, ich will nicht mehr. Ich bin schlapp. Ich gehe jetzt in mein Bett.«

»Eine Sache noch.«

Sie hatte sich schon umdrehen wollen, blieb jetzt jedoch stehen und sah mich an.

Meine Stimme blieb sehr gelassen, als ich wieder auf den Tod zu sprechen kam. »Du hast deinen Besucher als Tod angesehen, aber das kann ich nur schwer glauben. Ich weiß, dass es den Tod gibt, aber er ist nicht sichtbar. Er ist immer vorhanden, so weit, so gut, aber man kann ihn nicht sehen, verstehst du?«

»Ich habe ihn gesehen!«

Ich schüttelte den Kopf, und meine anschließende Antwort wirkte etwas gequält. »Man kann ihn nicht sehen, der Tod ist unsichtbar. Das haben die Menschen schon in früheren Zeiten gewusst, aber sie brauchten etwas, um sich ein Bild schaffen zu können, und deshalb haben sie den Knöchernen mit der Sense erfunden. Er hat die Menschheit über die Jahre hinweg begleitet, und sein Bild ist auch bis heute noch nicht ausgerottet worden. Du hast das Sinnbild erlebt, aber du hast nicht den wahren und unsichtbaren Tod gesehen.«

»Er war bei mir!«

»Das weiß ich. Man kann ihn auch als Tod bezeichnen, nur ist er das in Wirklichkeit nicht. Er ist etwas ganz anderes, Samantha. Er existiert, das weiß ich, aber er ist nicht der Tod, wie du ihn kennst und andere auch, das behaupte ich, und ich weiß, dass ich damit Recht habe.«

Ich hoffte, dass sie die Erklärung akzeptierte und ich sie von ihrer Vorstellung ablenken konnte, doch das war schwierig genug, denn auch ich hatte ihn gesehen. Auf dem Hausdach hatten er und Sam mich in die Zange genommen.

Es gab ihn aber wer oder was war er? Wo kam er her? War es ein Dämon? War es eine Gestalt, die man auch als einen Festkörper bezeichnen konnte? Oder war sie nur ein Spuk? Ein Phantom? Ein Geist?

Genau da war ich mir nicht sicher. Ich erinnerte mich daran, ihn nicht berührt zu haben. Möglicherweise war diese Gestalt nur ein Gespenst, das aus einer Einbildung entstanden war. Ein Geist, durch Samantha geschaffen, wie ich es schon mal erlebt hatte, als sich vier Bekannte einen Geist schufen, der später außer Kontrolle geriet.

Das konnte es auch hier gewesen sein. Dass Sam damals, als Teenager, unter einem so schweren Druck gelitten hatte, dass diese Fantasiegestalt dann tatsächlich entstanden war, und zwar nur, weil sie sie sich so direkt vorgestellt hatte.

Es war einiges möglich, doch die gesamte Wahrheit musste ich erst noch herausfinden, und das ging nicht ohne Sams Hilfe.

Zudem bestand die Möglichkeit, dass sie ein Medium war, ohne es selbst zu wissen. Sie hatte dieses Geschöpf entstehen lassen, das sich nun verselbständigt hatte und dem nachging, was eigentlich seine Aufgabe war. Dem Töten von Menschen. Und zwar durch sie. Da brauchte ich nur einen Blick auf das Messer werfen.

Es hatte alles sehr langsam begonnen, aber jetzt, genau in

dieser Nacht war der Höhepunkt erreicht, und Sams Mann schien das irgendwie geahnt zu haben.

Sie hatte lange geschwiegen, jetzt aber sprach sie mich an und sagte mit leiser Stimme, wobei sie den Kopf senkte. »Ich bin müde und möchte ins Bett...«

»Ja, das sollst du.«

Sie drehte sich um. Es war keine normale Bewegung. Alles ging bei ihr sehr langsam, als schienen schwere Gewichte auf ihren Schultern zu lasten.

Ich hatte einen Blick in ihre Augen werfen können und kein Leben darin entdeckt. Wieder wurde mir bewusst, dass Samantha einfach nicht sie selbst war und dass eine andere Kraft in ihr steckte und sie leitete. Sie würde dann genau das tun, was die andere Kraft wollte, und das musste ich verhindern.

Ich wollte auf keinen Fall, dass sie starb. Was immer sie getan hatte, sie war nicht dafür verantwortlich, aber dies einem Richter beizubringen, war sehr schwer. Zumindest würde sie sich in psychologische Behandlung begeben müssen, um ihre Qualen und Vorstellungen loszuwerden.

Zwar hielt sie noch das Messer fest, aber sie machte auf mich keinen aggressiven Eindruck, und deshalb rechnete ich auch nicht mit einem Angriff.

Samantha war wirklich müde. Ich glaubte nicht, dass sie mir etwas vorspielte. Sie stand noch immer unter dem fremden Druck, aber ich konnte mir auch vorstellen, dass dieser Druck allmählich abnahm und sie wieder in das normale Dasein zurückkehrte.

Um mich kümmerte sich Samantha nicht mehr. Sie schickte mir nicht mal einen Blick zu, drehte sich zur Seite und ging zur offenen Tür hin.

Nach ihrem Ziel brauchte ich sie nicht mehr zu fragen. Ich wusste, dass sie nach oben gehen würde, um sich in ihr Bett zu legen. Das Grauen war vorbei, jetzt kehrte die Normalität

zurück. Sie würde einschlafen und ein paar Stunden später erwachen und sich möglicherweise über sich selbst wundern.

Ich blieb ihr auf den Fersen. Auch als sie das Wohnzimmer verlassen hatte, drehte sich Samantha kein einziges Mal nach mir um. Es gab jetzt nur noch sie und ihr Ziel.

Suko hatte im Dunkeln gewartet. Als Sam die erste Stufe erreicht hatte und ich mich noch im Hausflur aufhielt, löste sich mein Freund aus der Deckung und kam auf mich zu.

Ich wusste, dass er fragen würde, und legte schnell einen Finger auf die Lippen.

Er nickte mir beruhigend zu und trat mit einem Schritt an mich heran. Als er sprach, war seine Stimme nur für mich zu hören und nur ein Wispern.

»Ich habe alles gehört. Oder fast alles. Was hast du jetzt vor?«

»Ihr folgen.«

»Ins Schlafzimmer?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Muss sich alles ergeben, Suko. Ich rechne fest damit, dass es diesen Geist noch gibt, wobei ich nicht mal weiß, ob er stofflich oder feinstofflich ist. Deshalb tu mir weiterhin den Gefallen und halte mir bitte den Rücken frei.«

»Geht in Ordnung. Aber nicht hier unten.«

»Das versteht sich«, flüsterte ich zurück. »Ich kann mir denken, dass er immer in ihrer Nähe bleiben will. So könnten wir ihn im Schlafzimmer erwarten.«

»Sehr gut.«

»Okay.« Ich schlug ihm kurz auf die Schulter, dann drehte ich mich um und schaute die Treppe hoch, die im Dunkel lag. Das Ende war nicht zu sehen, und auch von Sam entdeckte ich nichts. Aber ich hörte das Tappen ihrer Füße. Mir fiel ein, dass ich sie noch immer nicht gefragt hatte, woher sie gekommen war und was sie in der Nacht erlebt hatte. Sie schien weit weg

gewesen zu sein, und ich fragte mich auch, wie sie den Weg zurückgelegt hatte.

Da ich die Treppe sehr schnell hochgelaufen war, holte ich Samantha an der Schlafzimmertür ein. Sie hatte sie schon aufgezogen und war wohl etwas verwundert darüber, dass eine Nachttischleuchte brannte, als ich sie an der Schulter berührte, aber weit genug von ihr entfernt stehen blieb, um einem plötzlichen Messerstich zu entgehen.

»Wo bist du gewesen, Sam?«, flüsterte ich ihr ins Ohr.

»Im Haus ...«

»Was hast du dort getan.«

»Ich habe ihn getötet.«

»Wen?«

»Robert.«

»Hast du ihn getötet oder der Tod?«

»Ich, denn ich habe ihm das versprochen. So konnte ich etwas gutmachen.«

»Hast du noch etwas getan?«

Sie zögerte einen Moment. »Draußen bei meiner Rückkehr, da habe ich den Inder erstochen. Er stand am Auto. Er hat auf Robert Stratton gewartet. Jetzt lebt er nicht mehr.«

Zwei Morde hatte sie mir gestanden, das war schlimm genug, und ich spürte, wie ich erbleichte. Aber ich hatte auch einen neuen Namen gehört. Eines der Mordopfer hieß also Robert Stratton. Damit konnte ich schon etwas anfangen.

»Ich bin müde. Ich will mich jetzt hinlegen«, murmelte sie.

»Ja, geh ...«

Sie setzte sich wieder mit diesen kleinen und müde wirkenden Schritten in Bewegung.

Das Zimmer war in das weiche Licht der Nachttischleuchte getaucht, und Sam wusste genau, wohin sie zu gehen hatte. Sie nahm sich die linke Bettseite vor, ließ sich darauf nieder, legte das Messer aber nicht zur Seite, sondern schaute für eine Weile auf ihre Füße, die sie dann der Reihe nach anhob und mit der

freien Hand über sie hinweg strich, um einen gewissen Schmutz zu entfernen.

Das schaffte sie nicht ganz. Mich hatte sie vergessen, und ich sah, dass sie gähnte. Dann bewegte sie sich nach hinten, drehte sich aber undbettete ihren Kopf schließlich auf das Kissen an der Oberseite des Doppelbetts.

Sie schlug die Decke zurück, damit sie Platz hatte und breitete sie danach über ihren Unterkörper aus. Ihre Hände und auch das Messer waren verschwunden.

Samantha hatte sich auf den Rücken gelegt und blieb auch in dieser Haltung liegen. Ich stand noch am Bettende und schaute in ihr Gesicht, in dem sich nichts regte. Auf keinen Fall wirkte sie wie jemand, der wieder in die Normalität zurückkehrte. Die andere Seite hielt sie noch immer unter Kontrolle.

Ich musste mir mein Vorgehen überlegen. Dazu kam ich zunächst nicht, weil ich von der Tür her ein leises Geräusch hörte. Gefahr bestand nicht, denn Suko war die Treppe hochgekommen und schlich in das Schlafzimmer hinein.

»Ich denke mal, dass ich hier oben besser aufgehoben bin. Der Tod wird ja immer in ihrer Nähe bleiben«, flüsterte er.

»Das ist möglich.« »Wie geht es ihr?« »Sie versucht, zu schlafen.« Er schaute mich von der Seite her an. »Kann man das als positiv ansehen?«

»Das weiß ich nicht. Ich möchte schon, dass sie wieder normal wird und diesen Fluch vergisst.« »Wie willst du das anstellen?« »Bestimmt nicht durch einen Zauberspruch.«

»Was ist mit dem Kreuz?« »Genau daran habe ich gedacht.« »Okay, versuch es. Oder hat sie es bereits ...« »Hat sie nicht.«

»Was versprichst du dir davon?« Ich zuckte mit den Schultern. »Den verdammten Sensenmann habe ich einmal gesehen. Ich weiß nicht, wo er steckt. Aber ich sehe ihn auf der anderen Seite. Wenn ich das Kreuz einsetze, dann kann ich ihn locken oder ärgern, um es mal salopp auszudrücken. Und wenn er dann erscheint, könnten wir ihn vernichten.« »Den Geist?«

»Wen sonst?«

»Du glaubst nicht, dass er stofflich ist?«

»Das werden wir sehen. Bisher gehe ich davon aus, dass Sam dieses Mord-Phantom damals in ihrer Teenagerzeit selbst erschaffen hat.«

»Könnte stimmen, Alter. Aber denk auch daran, dass sie noch im Besitz des Messers ist.«

»Keine Sorge, das vergesse ich nicht.«

Zwischen uns war genug geredet worden. Die Sache musste endlich beendet werden. Ich wollte es tun. Ich wollte dafür sorgen, dass Samantha wieder normal wurde.

Sie lag weiterhin auf dem Rücken, verhielt sich ruhig, aber ich sah nicht, ob sie eingeschlafen war oder einfach nur ruhte. Die Augen waren ihr zugefallen, der Mund zeigte ein leichtes Lächeln. Sie schien in eine für sie glückliche Phase hineingerausht zu sein.

Ich dachte darüber nach, die Decke anzuheben, um ihr das Messer wegzunehmen. Davor schreckte ich etwas zurück, denn ich wollte sie nicht stören. Es konnte sein, dass sie durch diese Bewegung erwachte und durchdrehte.

Ungefähr in Höhe des Kopfendes blieb ich stehen und fasste nach der Kette, an der mein Kreuz hing. Die kleinen Silberglieder glitten durch meine Finger. Ich zog an der Kette und spürte sehr deutlich, wie das Kreuz an meiner Brust in die Höhe glitt und sich dem Halsausschnitt näherte.

Suko war wieder bis zur offenen Tür zurückgewichen und ließ mich von dort nicht aus den Augen. Es war nur ein Test, aber wie oft hatten uns diese Tests der Wahrheit näher gebracht.

Ich hoffte es. Aber ich hoffte mehr für Samantha Wilde, dass sie alles überstand und die andere Seite nicht so stark von ihr Besitz ergriffen hatte, dass sie, wenn sie dann erlöst wurde, ihr Leben verlor.

Suko blieb an der Tür stehen. Er hatte seine Dämonenpeitsche

hervorgeholt und den berühmten Kreis geschlagen. Die drei Riemen waren ausgefahren. Wie ich ihn kannte, würde er im Hintergrund die Stellung halten und erst dann angreifen, wenn es wirklich nötig war.

Ruhige Atemzüge wehten aus Sam's Mund. Noch immer war nicht klar, ob sie schlief. Ich hatte das Kreuz mittlerweile näher an sie herangebracht und ließ es jetzt über ihrem Gesicht leicht pendeln. Der Ausdruck veränderte sich nicht. Noch immer blieb es glatt, und auch die Augenlider flatterten nicht.

Es hatte sich nicht erwärmt, als ich mit meiner Hand an ihm entlangglitt. Es war ein gutes Zeichen, denn stünde sie voll auf der anderen Seite, hätte mein Talisman schon reagiert.

Es sank nach unten.

Zuerst hatte es auf ihr Gesicht gezielt. Das tat es wenig später nicht mehr, denn ich sorgte dafür, dass es sich der Stelle oberhalb der Brüste näherte.

Da sollte es zu der Berührung kommen!

Das Kreuz sank.

Es berührte ihre Brust. Ich gab noch mehr nach, sodass es einknickte und sich legen wollte.

Da passierte es.

Ein wahnsinniger Schrei fegte durch das Zimmer. Zugleich mit ihm raste die Gestalt in die Höhe. Die Bettdecke flog zur Seite, und plötzlich lag auch die Hand mit dem Messer frei.

Ich hatte mich darauf vorbereiten können. Während sich Samantha bewegte, war ich nach hinten und auch zur Seite gegliitten, um der Gefahr zu entgehen.

Das Messer hätte mich unter Umständen erwischt. So aber fuhr es ins Leere.

Ich hörte einen zweiten Schrei.

Sam Wilde saß jetzt im Bett. Das Gesicht verzerrt, den Mund dabei so weit aufgerissen, als wollte sie sich selbst eine Maulsperre holen. Und aus diesem Mund hervor drang zugleich mit dem zweiten Schrei die Gestalt, auf die wir

gewartet hatten.

Es war der Sensenmann!

Feinstofflich. Als grünlich schimmerndes Ektoplasma verließ er den Mund und damit auch den Körper der Frau. Ein wirbelnder Geist, der sich der Decke des Zimmers entgegendrehte, weil er sich dort entfalten konnte. Er interessierte mich im Moment nicht, denn ich schaute weiterhin auf Samantha Wilde, die ihren Fluch endlich losgeworden war, der tief im Innern gesteckt hatte.

Es war nicht der richtige Augenblick, um über Lösungen nachzudenken, doch hier kam es mir so vor, als hätte die Kraft des Kreuzes sie von einem Fluch befreien können, den sie leider für einen Segen gehalten hatte.

Sie verfolgte die Gestalt mit ihren starren Blicken, und so bekam sie auch mit, dass sich der Geist direkt unter der Decke zu seiner vollen Größe ausbreitete. Als feinstoffliches Wesen hatte er sein Reich verlassen und befand sich nun in einer anderen Dimension. Dort konnte er sich austoben, und die Masse mit den ausgestreckten Armen unter der Decke nahm an Dichte zu.

Das Knochengesicht strahlte ein grünes Leuchten ab. In den Augen schimmerte es hell. Da waren die Höhlen mit einer gelbweißen Farbe gefüllt, und dieser bösartige Ausdruck vertiefte sich immer mehr, wobei die Verbindung zwischen Samantha und dem Skelett auch weiterhin noch Bestand hatte.

Wieder schrie sie auf!

Zugleich drehte sie sich auf dem Bett sitzend herum. Das Messer zeigte plötzlich in meine Richtung, und noch in der gleichen Sekunde sprang sie in die Höhe.

Schon einmal oben auf dem Dach hatte sie mich angegriffen, jetzt versuchte sie es wieder, aber diesmal wollte sie mir die

Klinge in die Brust rammen.

Ich hätte Zeit gehabt, meine Waffe zu ziehen und auf sie zu feuern. Das ließ ich bleiben, denn ich wollte sie nicht töten. Sie war keine Dämonin, sondern nur ein durch fremde Kräfte irregeleiteter Mensch, der am Leben bleiben sollte.

Und deshalb hielt ich ihr das Kreuz entgegen!

Das Messer hatte sie schon zum Stoß angehoben. Ich stand mit dem Rücken an der Wand. Sie kniete auf dem Bett, und dann riss ich meinen rechten Arm hoch.

In der Hand hielt ich das Kreuz und stemmte mich ihr entgegen. Ich sagte nichts, ich ließ sie nur dagegen schauen. Als Sekunden vergangen waren und sie mich nicht attackiert hatte, da wusste ich, dass die ganz große Gefahr vorbei war.

Ich schaute gegen die Decke.

Dort lauerte noch immer das mörderische Skelett. Ein Mord-Phantom, wie es im Buche stand.

Stofflich? Feinstofflich!

Wie ein Schatten bewegte sich Suko. Mit einem Satz sprang er auf das Bett und hatte im Sprung bereits die Peitsche zum Schlag angehoben. Aus der Bewegung heraus fegten die drei Riemen in die Höhe und dem Ziel entgegen.

Volltreffer!

Die drei Riemen fegten in die Gestalt hinein. Jetzt spielte es keine Rolle mehr, in welch einem Zustand sich das grünlich schimmernde Skelett befand. Die Kraft der Dämonenpeitsche war einfach zu stark, und sie zerriss den Geist.

Es war trotzdem nicht wie bei einem stofflichen Dämon, bei dem sich Wunden und tiefe Risse abzeichneten, bevor er auseinanderbrach. Hier passierte etwas anderes. Innerhalb des Knochengebildes entstand plötzlich ein Licht, das sich in alle Richtungen hin ausbreitete und das Wesen wie Schwerthiebe erwischte.

Es wurde an verschiedenen Stellen geteilt. Der Kopf bestand plötzlich aus zwei Hälften. Arme fielen ab, Beine ebenso.

Knochenhände trudelten nach unten, und auch die Sense war zerbrochen, aber es erreichte nichts als festes Material den Boden oder das Bett.

Auf dem Weg nach unten wurden die Reste zu einer schwarzen Masse, die sich in Rauch verwandelte, der durch den Raum trieb und dabei immer dünner wurde.

Der »Tod« war besiegt!

Suko hatte die Peitsche sinken lassen und war einen Schritt zur Seite gegangen. Er nickte mir zu, und ich sah auf seinen Lippen ein Lächeln. »Kannst du mir sagen, was er gewesen ist, John?« »Du hast einen Geist getötet.« »Das ist mir klar. Woher kam er?« Ich gab ihm die Antwort durch ein Zeichen, denn ich nickte zu der auf dem Bett knienden Samantha Wilde. Sie hielt das Messer noch fest, den Kopf allerdings hatte sie gesenkt, sodass sie auf ihre nackten Oberschenkel schaute. Auch wenn das Wesen zerstört war, normal sah sie nicht aus. Hin und wieder zuckten auch ihre Schultern. Ich war überzeugt, dass sie nichts von dem mitbekam, was sich in ihrer unmittelbaren Umgebung abspielte.

Ob ich sie ansprechen sollte oder ob es besser war, sie in Ruhe zu lassen, war mir nicht klar. Wenn ich sie anschauten, kam ich zu der Überzeugung, dass sie einen inneren Kampf mit sich ausfocht und sie auch zu einem Resultat gelangen musste.

Mir gefiel nicht, dass sie das Messer festhielt. Ich sah auch das trockene Blut auf der Klinge, und das musste sie ebenfalls gesehen haben, denn sie fragte: »Was habe ich getan?«

»Wir werden das ...«

»Was habe ich getan?!«, brüllte sie so laut, dass Suko und ich zusammenschraken.

»Es ist vorbei, Sam. Was immer du getan hast, wir werden später darüber reden.«

»Ich habe ein Messer!«

»Ja!«

»Ich ... ich ...«, sie schnappte nach Luft. »Ich bin eine verdammt Mörderin!«

»Nein, Sam, du bist...«

»Doch!«, schrie sie und riss ihre rechte Hand hoch.

Es ging alles wahnsinnig schnell. Ich hatte nicht in ihr Inneres hineinschauen können. Jetzt, nachdem der verdammte Geist sie verlassen hatte, war sie in das andere Extrem hineingefallen. Ob das Gefühl mit Reue oder Scham beschrieben werden konnte, das wusste ich nicht, aber etwas in ihr war zerbrochen, sodass sie sich selbst hasste und dieses Gefühl so stark angewachsen war, dass es für sie nur eine Möglichkeit gab.

Sie wollte sich töten!

Die Klinge befand sich schon auf dem Weg zur Kehle, als ich startete. Es kam auf die Sekunde an. Selbst Suko hatte nicht mehr die Zeit gehabt, seinen Stab zu ziehen und das Wort »Topar« zu rufen, denn diesmal musste ich es schaffen.

Und ich packte es!

Bevor Samantha sich das Messer in die Kehle stoßen konnte, erwischte sie der Schlag meiner rechten Faust.

Die Klinge schaffte es nicht, den Hals zu durchstoßen. Sie ratschte nur unter dem Kinn über die dünne Haut hinweg, hinterließ zwar einen blutigen Streifen, verletzte Sam jedoch nicht tödlich.

Sie wurde auf das Bett zurückgeschleudert. Bevor sie ihre Hand bewegen konnte, war ich da, riss den Arm hoch und bog ihn mit einer harten Drehung nach hinten.

Zuerst schrie sie.

Dann öffnete sich die Faust, weil der Schmerz einfach zu groß war. Das Messer landete auf dem Kopfkissen, von dem ich es mit einem Stoß wegschleuderte. Anschließend zerrte ich die Frau vom Bett. Sie fiel zu Boden, und dort legte ich ihr zu ihrem eigenen Schutz Handschellen an.

Suko nickte mir zu. »Alle Achtung«, sagte er, »das hätte ich nicht besser lösen können.«

»Wozu ist man Profi?«

Ich ließ Sam auf dem Bauch liegen und trat über sie hinweg.

»Sie tut mir trotzdem Leid. Ich denke, dass es noch Jahre dauern wird, bis sie wieder okay ist. Denn die Seele ist nicht so leicht zu reparieren ...

ENDE